



Das Mendeldenkmal in Neutitschein

FESTSCHRIFT



DAS KÜHLÄNDCHEN UND DIE PATENSTADT LUDWIGSBURG

STADT LUDWIGSBURG
Stadtarchiv
Mathildenstraße 21
71638 Ludwigsburg

aus: Kapselbestand,
SO 4.3.4/80

SO
4.3.4

DAS KUHLÄNDCHEN UND DIE PATENSTADT LUDWIGSBURG

Festschrift des Landschaftsrates Kuhländchen in der sudetendeutschen Landsmannschaft
anlässlich der Übernahme der Patenschaft der Stadt Ludwigsburg
über die Heimatlandschaft Kuhländchen am 4. und 5. August in Ludwigsburg

Zusammenstellung von Ernst Tiletschke



Geschäftsstelle des Landschaftsrates Kuhländchen in der sudetendeutschen
Landsmannschaft — 89 Augsburg P1, Peterhofstraße 33, Postschließfach 18



*Herzlich willkommen
Ihr Kuhländler
in Eurer Patenstadt
Ludwigsburg!*

Dieses Grußwort darf ich namens des Gemeinderats und der Bürgerschaft der Stadt Ludwigsburg allen Teilnehmern des 5. Kuhländler Landschaftstreffens entbieten. Schon zum 4. mal finden Sie sich hier zusammen und Ludwigsburg erfüllt es mit Stolz, daß Ihnen, wie Ihr Landschaftsbetreuer ausgeführt hat, unsere Stadt zur zweiten Heimat geworden ist. Gerne und einstimmig hat deshalb auch

der Gemeinderat der Stadt Ludwigsburg die Patenschaft für die sudetendeutsche Heimatlandschaft Kuhländchen übernommen. Damit soll Ludwigsburg für Sie endgültig zum Sammelpunkt und zur Stätte der Pflege des Heimatgedankens werden.

Wenn auch vor knapp 20 Jahren die Bewohner des östlichen Teils des Sudetenlands sicher nicht viel vom Schwabenland wußten und umgekehrt die Schwaben sich unter dem Namen Kuhländchen oder den Kreisstädten Neutitschein und Wagstadt nicht viel vorstellen konnten, so kann heute doch gesagt werden, daß dieses Partnerschaftsverhältnis zwischen dem sudetendeutschen Kuhländchen und einer württembergischen Stadt seine Berechtigung hat. Bei näherer Betrachtung kann man feststellen, daß beide Landesteile viel Gemeinsames aufweisen können. In beiden Gebieten herrschte ursprünglich die Landwirtschaft vor und hat sich allmählich dank der Tüchtigkeit und Ausdauer ihrer Bewohner eine namhafte Industrie angesiedelt. Beide Volksteile können ein ausgeprägtes Kulturleben ihr eigen nennen. Dafür zeugen die Namen Schiller und Eichendorff. Und nicht zuletzt ist die Bevölkerung beider Gebiete für ihre Zähigkeit und für ihre Achtung vor dem Althergebrachten bekannt. Dafür spricht bei den Kuhländlern ihr Festhalten an der angestammten Heimat.

Mit diesen Gedanken und in dieser Verbundenheit darf ich dem 5. Kuhländler Heimattreffen einen recht guten Erfolg wünschen und allen Teilnehmern einen schönen Aufenthalt in ihrer Patenstadt Ludwigsburg, der Stadt der Gärten und Schlösser.

10. Mai 1962

Dr. Saur
Oberbürgermeister

Geleitwort des Landschaftsrates Kuhländchen

Je weiter wir uns von dem Zeitpunkt unserer Vertreibung aus der Heimat entfernen, um so dringender wird die Frage, wer nach dem Absterben der älteren Generation alle jene Nachweisunterlagen für unser Recht auf die geraubte Heimat in sichere Verwahrung übernimmt, die wir in mühevoller Arbeit nach der Vertreibung zusammengetragen haben und die der nächsten Generation zur Verfügung stehen sollen, wenn diese einst nach uns das Recht auf die Heimat geltend macht.

Aus dieser bangen Sorge heraus bemühen sich schon seit längerer Zeit die sudetendeutschen Heimatlandschaften und Heimatkreise, aber auch einzelne Städte oder Gemeinden um die Uebernahme von Patenschaften durch größere Städte unserer neuen Heimat, damit auch in Zukunft unsere mehr als 700jährige Siedlungsgeschichte erhalten bleibt und die vielleicht einmal entscheidend für die Wiedergutmachung des an uns begangenen Unrechtes sein wird.

Wir Kuhländler strebten immer schon die Uebernahme der Patenschaft durch die Stadt Ludwigsburg für unsere Heimatlandschaft an, da wir in den Jahren 1956, 1958 und 1960 in den gastlichen Mauern dieser so traditionsreichen Stadt unsere Kuhländler Landschaftstreffen abhielten und jenes Entgegenkommen seitens der Stadtverwaltung fanden, das uns auf die Erfüllung unseres Wunsches hoffen ließ. Durch den einstimmigen Beschluß des Stadtrates vom 12. 10. 1961 hat nun die Stadt Ludwigsburg die Patenschaft über unsere Heimatlandschaft, unser liebes Kuhländchen, übernommen. Wir danken dem Herrn Oberbürgermeister Dr. Anton Saur und dem gesamten Stadtrat der Stadt Ludwigsburg für diesen Beschluß, durch den wir Kuhländler eine dauernde Heimstätte gefunden haben. Wir wollen daher die feierliche Patenschaftsübernahme anlässlich unseres Kuhländler Landschaftstreffens am 4. und 5. August d. J. vornehmen.

Diese Festschrift soll in knapper Form vor allem unserer Patenstadt Ludwigsburg Aufschluß über unsere Herkunft und über unser wirtschaftliches und kulturelles Leben in der Heimat bis zu unserer Vertreibung geben, unseren Landsleuten aber die Schönheit unserer verlorenen Heimat und das einstige Leben in ihr in Erinnerung bringen, zugleich aber auch mit der historischen Vergangenheit und den Einrichtungen der Stadt Ludwigsburg vertraut machen.

Allen Festgästen ein herzliches Willkommen in Ludwigsburg!

Heimatlandschaft Kuhländchen in der Vertreibung, im Sommer 1962

Franz Leidolf

*Landschaftsbetreuer
und Vorsitzender des Landschaftsrates*

Ernst Tiletschke

*stellvertretender Vorsitzender
und Geschäftsführer des Landschaftsrates*

Alfred David

*Kreisbetreuer des
Heimatkreises Neutitschein*

Emil Jelonek

*Kreisbetreuer des
Heimatkreises Wagstadt*

Edmund Böhm

*Kreisbetreuer des
Heimatkreises Odrau*

5. Kuhländler Landschaftstreffen
mit der Feier der Patenschaftsübernahme
durch die Stadt Ludwigsburg
und der Übergabe der neuen Kuhländler
Landschaftsfahne an die Heimatlandschaft
Kuhländchen am 4. und 5. August 1962
in Ludwigsburg.



Das Schloß in Ludwigsburg,
mit seinen prächtigen Gärten, eines der
schönsten Schlösser Deutschlands,
ist sehenswert.

Verbinden Sie daher Ihre Teilnahme
am Landschaftstreffen mit einer
Schloßbesichtigung!

Festordnung

anlässlich des 5. Kuhländler Landschaftstreffens mit der Feier der Patenschaftsübernahme
der Stadt Ludwigsburg
über die Heimatlandschaft Kuhländchen am 4. und 5. August 1962
in der Stadthalle in Ludwigsburg

Samstag, den 4. August 1962:

19.30 Uhr Kuhländler Heimatabend mit Patenschaftsübernahme

Musikalische Einleitung

„Heimat“ (Gedichtvortrag)

Begrüßung

Grußworte der Vertreter der Heimatverbände

Gedanken des Landschaftsbetreuers Kuhländchen zur Patenschaftsübernahme

Patenschaftsübernahme der Stadt Ludwigsburg über die Heimatlandschaft Kuhländchen
durch Herrn Oberbürgermeister Dr. A. Saur

Überreichung eines Geschenkes der Heimatlandschaft Kuhländchen an die Patenstadt Ludwigsburg

Musikeinlage

„Schicksal der Heimat“

Ein Festspiel mit Liedern, Volkstänzen, Gedichten, Mundartvorträgen und einem historischen
Bericht über die 700jährige Siedlungsgeschichte des Kuhländchens
Schlußwort und anschließend Tanz

Sonntag, den 5. August 1962:

9 Uhr katholische und evangelische Gottesdienste

10.30 Uhr Musikvorträge

Begrüßung

Übergabe der Kuhländler Landschaftsfahne an die Heimatlandschaft

Gedenken an unsere Toten

Musikeinlage

Ansprache des Vertreters der Landesregierung Baden-Württemberg, H. Staatssekretär Sepp Schwarz

Musikalischer Abschluß

Schlußwort und anschließend Treffen der Heimatgemeinden

Liebe Kubländer Landsleute!

Sorgen Sie mit allen Kräften dafür, daß dieses Kubländer Landschaftstreffen mit der Feier der Patenschaftsübernahme der Stadt Ludwigsburg über unsere Heimatlandschaft zur größten Veranstaltung der Kubländer nach der Vertreibung aus der Heimat wird. In keiner Kubländer Familie sollte unsere Festschrift fehlen, die einmal später, auch noch nach vielen Jahren, ein deutlicher Nachweis für unsere immerwährende Treue zur angestammten Heimat und für unsere Arbeiten im Dienste unserer unvergeßlichen Heimat sein wird. — Die Festschrift kostet nur 1,50 DM.

Sorgen Sie schon jetzt für Ihre Übernachtung durch rechtzeitige Anmeldung bei unserem Beauftragten, Lm. Viktor Malcher in Ludwigsburg-Eglosheim, Wachtelweg 1.

Seid alle herzlichst willkommen zum großen Treffen der Kubländer am 4. und 5. August 1962 in Ludwigsburg!

Liebe Bürger unserer Patenstadt Ludwigsburg!

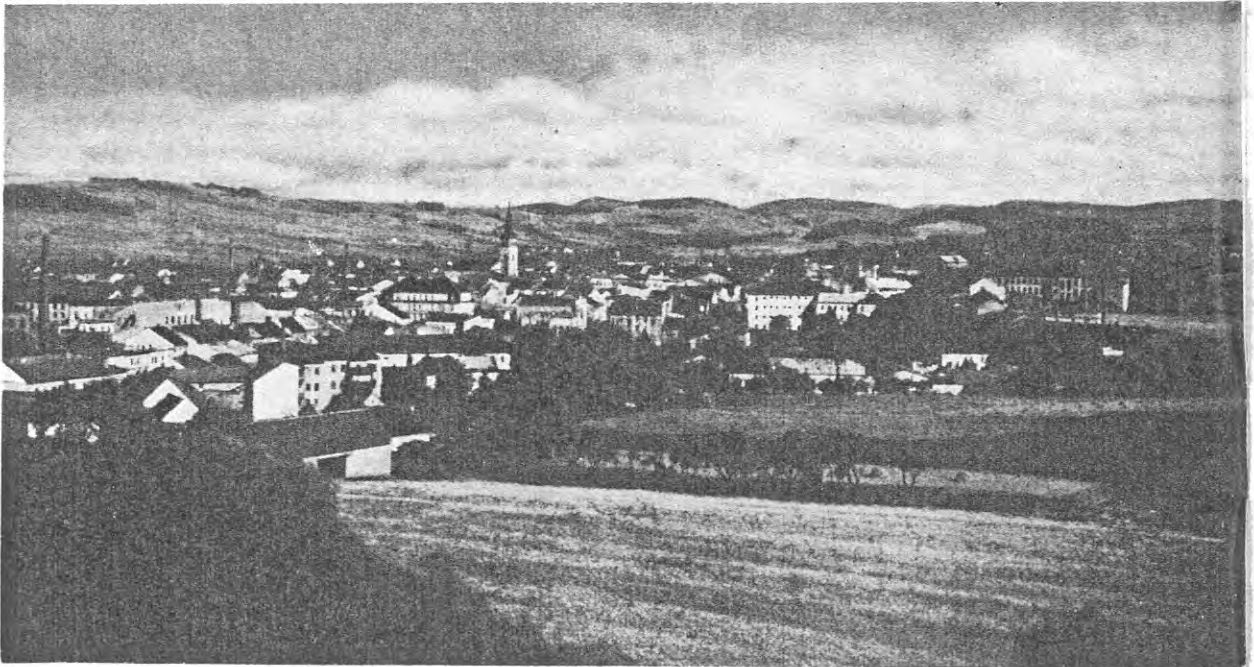
Seit Jahren schon war es der Wunsch der Kubländer, daß einst Ihre schöne Stadt Ludwigsburg die Patenstadt für unsere Heimatlandschaft Kubländchen wird. Da uns nun dieser Wunsch in Erfüllung gegangen ist, laden wir Sie herzlichst zu unserem Heimatabend mit der Feier der Patenschaftsübernahme am 4. August 1962 und zu unserem Kubländer Landschaftstreffen am 5. August d. J. ein.

Wir würden uns sehr freuen, recht viele Ludwigsburger bei unseren beiden Veranstaltungen als unsere lieben Gäste begrüßen zu dürfen.

Sind Sie uns schon heute herzlichst willkommen!

Der Landschaftsrat Kubländchen

Neutitschein, die Hauptstadt des Kubländchens

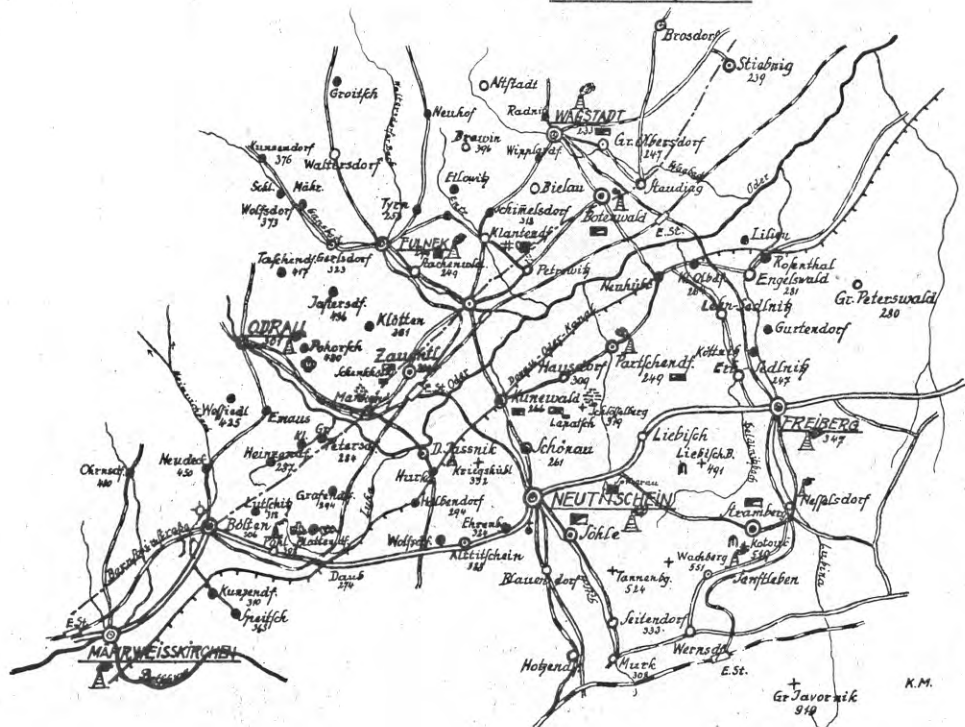




Schloß Ludwigsburg

Das Kuhländchen

Skizze: 1:75.000



Zeichenerklärung:

- () Europ. Hauptwassercheide
- # Kräuterbäder
- ▭ Ortsmuseen
- ▭ Hauptzuchtungsgebiet d. Kuhl. Rasse
- ▭ Trasse des Donau-Oder-Kanals
- ▭ Wirkungsstätte des Pädag. Comenius
- ⊕ „Eiserne For“
- Berntsteinstraße
- ☞ Schwefelbad
- ⊙ Bronze Funde
- ⊙ Steinzeitalter
- ⊙ Unabgebaute Reinkohlenlager
- ⊙ Aufgelassene Bergwerke
- ⊙ Spanische Kapelle
- ⊙ Prähistorische Fundstätten
- ⊙ Pöcket
- ⊙ Lagerstätten aus der Bronze u. Eisenzeit
- ⊙ Wichtige Fabriken
- ⊙ Kaltwasseranstalt
- ⊙ Sauerbrunn
- Orte bis 500 Einwohner
- " " 1.000 " "
- " " 2.000 " "
- " " 5.000 " "
- " " 10.000 " "
- " " 20.000 " "

K.M.

Gr Javornik
919

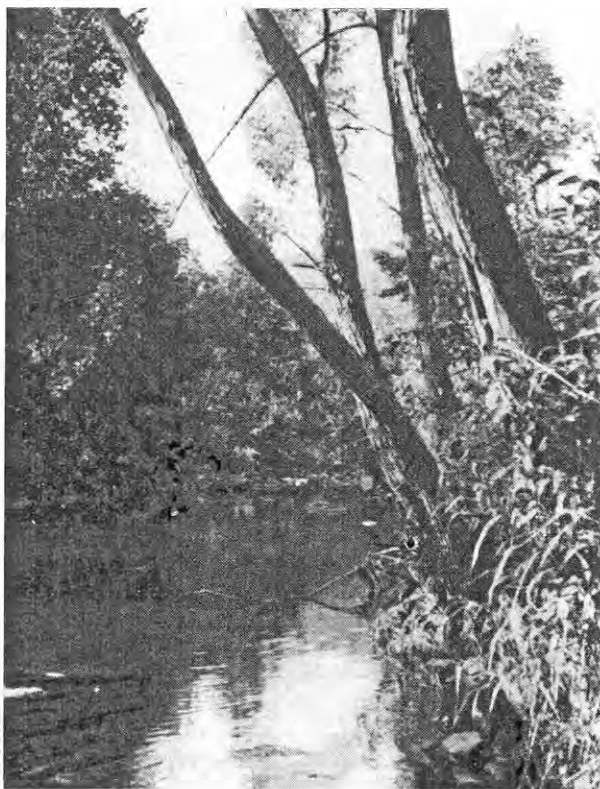
Geographische Lage des Kuhländchens

Ernst Tilettschke

Dort, wo die O d e r als plätscherndes Bächlein aus dem Odergebirge kommend, bei der Stadt Odrau die Ebene erreicht und sich dann in Richtung Mährisch-Ostrau — Oderberg — Ratibor zwischen grünem Wiesengelände gemächlichen Laufes dahinschlängelt, begleitet am nordwestlichen Ufer von den letzten hügeligen Ausläufern des Sudetengebirges und am südöstlichen Ufer von den letzten Karpatenausläufern, liegt uraltes deutsches Siedlungsland — das Kuhländchen. Es liegt also in unmittelbarer Nähe des Quellgebietes am Oberlauf dieses deutschen Stromes.

Diese Senke zwischen den beiden mächtigen Gebirgszügen der Karpaten und Sudeten war schon in den ältesten Zeiten den aus dem Osten einströmenden Völkern ein willkommenes Tor auf ihrem Zug nach dem Westen. In der Geschichte wird dieses östliche Einfalltor als „Mährische Pforte“ bezeichnet. Sie öffnet sich nach Nord-Osten hin zur schlesischen Ebene und gewährt im Südwesten über Mährisch-Weißkirchen, dem Gebiet der Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee, Einlaß in das Innere Mährens. Diesen Weg nach dem Westen zogen in der geschichtlichen Zeit germanische Völker und nach ihnen die Hunnen, Avaren, Slawen, Magyaren und Mongolen. Auch die Heere der meisten europäischen Großmächte marschierten in beiden Richtungen durch diese Pforte. Schon die alte Bernsteinstraße, von den Gestaden des Mittelmeeres kommend, durchquerte diesen Raum und führte von

da bis zur Bernsteinküste an der Ostsee. Das Kuhländchen liegt demnach im Schnittpunkt sowohl der Ost-West- als auch der Nord-Süd-Verbindung. Diese geographische Lage des Ländchens begünstigte zwar seine wirtschaftliche Erschließung, wirkte sich aber durch den Durchzug verschiedener Völker, die nicht immer in friedlicher Absicht kamen, mehr als einmal für die Bewohner dieses Raumes verhängnisvoll aus.



An der jungen Oder im Kuhländchen

Aus der Frühgeschichte des Kuhländchens

Ernst Tilettschke

Inwieweit sich im mährischen Siedlungsraume, zu welchem der größere Teil des Kuhländchens gehört, noch Reste germanischer Volksstämme aus der Zeit des Quadenreiches vor der Völkerwanderung erhalten hatten, kann nicht festgestellt wer-

den, weil es dafür keine geschichtlichen Unterlagen gibt. Mit dem Untergang des römischen Weltreiches im Geschehen der Völkerwanderung hörte die bis dahin verlässliche römische Geschichtsschreibung auf und eine deutsche gab es noch nicht. Die Ge-

schichte des Kuhländchens beginnt daher erst in jener Zeit des 13. Jahrhunderts, die durch heute noch vorhandene Urkunden oder sonstige historische Unterlagen nachgewiesen werden kann.

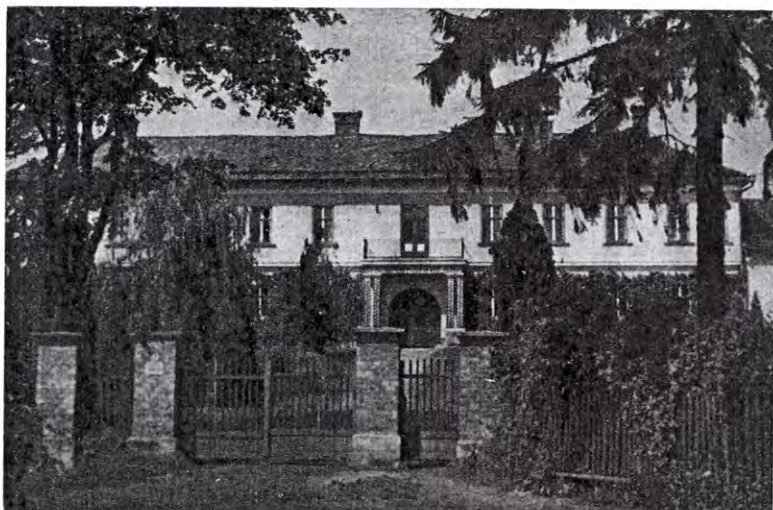
Im Jahre 1241 war ein starkes mongolisches Heer sengend und mordend bis in den schlesischen Raum vorgedrungen. Dort stellte sich ihm der schlesische Herzog Heinrich, ein Sohn der hl. Hedwig, die eine bayerische Fürstentochter aus Andechs war, mit seinem Sohne Jung-Heinrich und ungefähr 20 000 schlesischen Rittern und Reitern entgegen. Am 9. April des Jahres 1241 kam es in der Nähe von Liegnitz zu jener Vernichtungsschlacht, die unter dem Namen „Die Schlacht auf der Walstatt bei Liegnitz“ in die Geschichte eingegangen ist. Der Herzog, sein Sohn und das gesamte schlesische Heer blieben auf der blutigen Walstatt. Die Frage, ob diese Schlacht einen Sinn hatte, muß bejahend beantwortet werden, da durch die großen Verluste im Mongolenheer dieses nicht mehr zu einer gemeinsamen größeren Aktion gegen den christlichen Westen fähig war. Zwar drangen einzelne Stämme durch die „Mährische Pforte“, der Geländesenke an der jungen Oder, in welchem Raume das Kuhländchen liegt, bis in das Innere Mährens vor, doch waren ihre Kräfte zu schwach, um die von ihnen geplünderten und verwüsteten Ländereien zu besetzen und zu behalten. Die Verwüstungen dauerten ungefähr zehn Jahre. Im Kuhländchen war es der mongolische Stamm der Kumanen, der dort ganze Arbeit leistete. Nach dem Abzug der Mongolen war das Ländchen nicht nur gänzlich verwüstet, sondern auch zum größten Teil entvölkert. Wer aber waren die Siedler, die damals durch die Mongolen vernichtet wurden? Darüber berichtet keine Urkunde. Und doch gibt es Hinweise, die den Schluß zulassen, daß das mongolische Vernichtungswerk deutsche Siedler betraf.

Im Staatsarchiv zu Düsseldorf liegt eine Urkunde auf, datiert vom 14. Juli 1240, nach welcher damals ein Graf Arnold von Hukeswage, Herr der Burg Gitschin (Alttitschein) war. Nach dem Werke: „Die Markgrafschaft Mähren“ von Gregor Wolny hieß die Burg Hochwald in früheren Zeiten „Hukeswag“ oder „Hukeswald“. Diese stärkste Burg am südöstlichen Rande des Kuhländchens gehörte demnach demselben Herrengeschlecht. In demselben Werke heißt es weiter, daß die Burg von den Mongolen nicht eingenommen werden konnte, da sie durch einen sehr tiefen Brunnen genügend mit Wasser versorgt war. Zur selben Zeit gehörte nach Wolny die Burg Strahlenberg (Stramberg) dem Tempelherren-Orden. Auch diese Burg trotzte dem Ansturm der Mongolen, hatte aber eine nur notdürftige Wasserversorgung. Die Grundherren im Kuhländchen vor und während des Mongoleneinfalles waren demnach das deutsche Grafengeschlecht

der Hukeswage, daß ein rheinisches Geschlecht war und der Tempelherren-Orden, dem auch die Gründung des Schlosses Odrau zugeschrieben wird. Nach der Schlacht auf der Walstatt bei Liegnitz ist der Name des Grafen Arnold von Hukeswage in keiner Urkunde mehr genannt, wohl aber der seines Sohnes Frank, der in den Jahren von 1250 bis 1260 große Teile seiner Ländereien im Kuhländchen an den damaligen Bischof von Olmütz, Bruno von Schaumburg, für die Kirche in Olmütz verkaufte. Auch dessen beide Söhne Bludo und Heinrich sind noch urkundlich genannt.

Nach dem Willen der damaligen Landesherren, der Przemyslidenkönige Wenzel I., besonders aber seines Sohnes Ottokar II., sollte das Ländchen neu besiedelt werden und zwar durch Deutsche. Die Frage, warum die Przemyslidenkönige, die doch einem slawischen Königshaus zugehörten, die Besiedlung durch Deutsche wollten, ist vielleicht dahin zu erklären, daß die Gemahlin Ottokars II. eine Deutsche war und auch mehrere andere Przemyslidenkönige und Herzöge deutsche Frauen hatten, dadurch mit hervorragenden deutschen Geschlechtern verschwägert waren und damit im deutschen Kulturkreis standen. Es kann aber auch sein, daß die Landesherren den Wünschen der Grundherren entgegenkommen mußten, weil ja nur durch die Mithilfe der letzteren das Siedlungswerk möglich war. Die damaligen Grundherren im Kuhländchen aber waren damals die Grafen von Hukeswage, also Deutsche, und der Deutsche Tempelherren-Orden. Die slawischen Herrengeschlechter, wie die der Krawarze, der Zierotine usw. kamen erst später ins Kuhländchen und zwar zu einer Zeit, da die deutschen Dörfer schon bestanden. So z. B. wird das Geschlecht der Krawarze erst in einer Schenkungsurkunde im Jahre 1276 erstmalig als Grundherr im Kuhländchen genannt.

Die ausstrahlende Kraft für das Gelingen des Siedlungswerkes ging von der Gestalt des Bischofs Bruno von Schaumburg aus. Er entstammte einem niedersächsischen Grafengeschlecht und war engster Berater König Ottokars II. Diese Vertrauensstellung des Schaumburgers am Königshof zeigt wohl an deutlichsten, wie hoch der König die Deutschen einschätzte. Ihm übertrug er daher auch das gesamte Siedlungswerk. Der Bischof holte sich die ersten Siedler aus seiner niedersächsischen Heimat und weil diese zu weit entfernt vom Siedlungsort lag, dann später aus Franken und Schwaben. Für jede Dorfgemeinschaft wurde ein „Locator“ bestimmt, welcher die Hufen zuzuteilen hatte. Wo es tunlich war, wurden die Höfe zu beiden Seiten eines Bachlaufes in die herbe östliche Landschaft hineingestellt. Sie hielten weiten Abstand voneinander, getrennt durch breite Gärten, die so breit waren wie die zugeteilten Feldhufen. Die aus Niedersachsen bauten nach der Bauart in ihrer



*Kuhländler
Vierkanthof*

Heimat die wichtigen Vierkanthöfe und die aus Schwaben und Franken die lichtereren Frankenhöfe. So entstanden die langgestreckten deutschen Kuhländler Reihendörfer zum Unterschied von den slawischen Rund- oder Haufendörfern, die kein richtiges, nämlich geplantes Siedlungsbild zeigten. Fast jedes Kuhländler Bauernhaus hatte einst an der Giebelseite seinen, oft sehr sinnreichen Hausanspruch. Prof. Dr. Joh. Nep. Enders hat uns in seinem Werke „Das Kuhländchen“ (1868) viele dieser von ihm gesammelten Kuhländler Hausprüche hinterlassen.

Da die Besitzteilung im Kuhländchen nicht üblich war und zur seltenen Ausnahme gehörte, entsprachen die Höfe der Größe des Besitzes. Als die ehem. deutsche Wehrmacht im Jahre 1938 ins Kuhländchen kam, staunten die Wehrmachtsangehörigen über diese großen Höfe und viele von ihnen meinten, daß es Rittergüter wären. Noch im Zeit-

punkt der Vertreibung war in den meisten Fällen die Einteilung der Felder noch so, wie sie einst vor 700 Jahren im Rahmen des Siedlungswerkes den einzelnen Siedlern zugeteilt wurden. Die Felder schlossen an den Hof an und reichten bis an die Gemarkung der Nachbargemeinde. Streubesitz gab es daher im Kuhländchen im allgemeinen nicht.

Die deutschen Städte des Kuhländchens sind nicht im Rahmen des vorgenannten Siedlungswerkes entstanden. Sie verdanken ihr Entstehen jenen Herrengeschlechtern, die damals im Ländchen ihre Burgen oder Schlösser hatten, um die sich dann die Städte entwickelten, mit einer Ausnahme. Hart am östlichen Rande und schon außerhalb des Kuhländchens liegt das Städtchen Braunsberg. Nach dem Werke „Die Markgrafschaft Mähren“ von Gregor Wolny kaufte Bischof Bruno im Jahre 1267 von der Witwe des Herrn von Plawcz den Grund und Boden für das Bistum Olmütz und ließ im

*Kuhländler Bauernhof
fränkischer Bauart*



Jahre 1269 diese Stadt bauen, die nach ihm den Namen Brunosberg erhielt. Er verließ die Stadt das Magdeburger Recht. Urkundlich hieß die Stadt dann später Brunsberg und noch später Braunsberg. Es war die zweite Städtegründung, die seinen Namen trug, denn schon im Jahre 1254, also 15 Jahre vorher, hatte er eine Stadt des gleichen Namens in Preußen gegründet. Er muß sehr viel Erfahrung im Bauen gehabt haben, denn im Auf-

trage König Ottokars ließ er nach seinen Plänen die mährische Stadt Kremsier mit starken Befestigungsanlagen versehen. Dort ruhen auch seine sterblichen Überreste.

Mit dem Aussterben des Königsgeschlechtes der Przemysliden im Jahre 1306 war das Siedlungswerk im Kuhländchen beendet. Das Siedlungsbild blieb bis zur Vertreibung der Deutschen im wesentlichen unverändert.

Die Gebietseinteilung nach Heimatkreisen mit den deutschen Städten, Marktgemeinden und Dörfern

Zum Kuhländchen gehören sowohl Gebietsteile des Landes Mähren als auch des Landes Schlesien zu beiden Seiten der jungen Oder. Der Fluß bildet aber nicht die Landesgrenze, denn es liegen Gebietsteile beider Länder sowohl auf der einen wie auf der anderen Uferseite.

Der mährische Teil des Ländchens gehörte bis zum Jahre 1854 zum Kreis Prerau, einem jener sechs großen Kreise, in welche die Markgrafschaft Mähren bis dahin eingeteilt war. Im Zuge einer neuen österreichischen Verwaltungseinteilung wurde im genannten Jahre ein eigener Kreis Neutitschein geschaffen. Es ist der größte Kreis des Kuhländchens mit den Gerichtsbezirken Neutitschein, Freiberg und Fulnek.

Der schlesische Gebietsteil gehörte bis 1896 zum großen Kreis Troppau, in welchem Jahre ein eigener Kreis Wagstadt mit den Gerichtsbezirken Wagstadt und Königsberg/Ostsudetenland geschaffen wurde, während der zum Kuhländchen gehörende schlesische Gerichtsbezirk *Odrau* auch weiterhin beim Landkreis Troppau verblieb und erst nach 1938 zum größten Teil in den Kreis Neutitschein eingegliedert wurde.

Die CSR übernahm nach 1918 die österreichische Gebietseinteilung fast unverändert, so daß auch während der Tschechenzeit (1918—1938) die beiden Kreise Neutitschein und Wagstadt bestehen blieben und auch nach der Eingliederung des Sudetenlandes in das ehemalige Deutsche Reich im Oktober 1938 blieben diese beiden Kreise bestehen und die beiden Kreisstädte Neutitschein und Wagstadt waren Sitz von Landratsämtern.

Erwähnt sei noch, daß bei der neuen Grenzziehung im Jahre 1938 einige tschechische Gemeinden des Kreises Neutitschein der Rest-Tschechoslowakei zugeschlagen wurden. Die neue Staatsgrenze verlief am südlichen, östlichen und nordöstlichen Rande des Kuhländchens. Nur im Nordwesten bestand eine ununterbrochene Verbindung über die Städte Fulnek und Odrau mit dem Sudetenland.

Das Kuhländchen war eben seit der Zeit seiner Wiederbesiedlung durch Deutsche vor 700 Jahren immer Grenzland gewesen. Daß es bis zum bitteren Ende deutsch blieb, verdankte es seinen Menschen, die trotz der slawischen Umwelt treu zu ihrer Heimat und zur sudetendeutschen Volksgruppe standen.

Ernst Tiletschke

Die deutschen Städte, Marktgemeinden und Dörfer des Kuhländchens

einschließlich jener Gemeinden, von deren Einwohnern bei der Volkszählung am 17. Mai 1939 mehr als 15 v. H., aber weniger als 50 v. H. deutscher Volkszugehörigkeit waren. — Letztere Gemeinden sind durch den Vermerk (gem.) kenntlich gemacht.

(Geschäftsstelle des Landschaftsrates Kuhländchen in der Sudetendeutschen Landsmannschaft)

1. Der Heimatkreis Neutitschein

Blattendorf	Freiberg/Stadt	Halbendorf
Blauendorf	Fulnek/Stadt	Hausdorf
Bölten	Gerlsdorf	Hermitz
Daub	Grafendorf	Jastersdorf
Deutsch-Jašnik	Groitsch	Klötten
Ehrenberg (gem.)	Groß-Petersdorf	Kunewald
Engelswald mit Lilien	Gurtendorf	Kunzendorf bei Bölten

Litschel	Partschendorf	Sedlnitz
Lutschitz	Pohl	Senfleben
Mährisch-Wolfsdorf	Pohorsch (Hochheim)	Sikowitz (gem.)
Nesselsdorf (gem.)	Rosenthal	Söhle
Neudek	Schönau	Stachenwald
Neuhübel	Seitendorf bei Fulnek	Waltersdorf
Neutitschein/Stadt	Seitendorf bei Neutitschein	Zauchtel
Neuwürben		

Die drei Gemeinden Groß-Petersdorf, Mährisch-Wolfsdorf und Pohorsch werden durch den Kreis Odrau betreut.

2. Der Heimatkreis Odrau

(bis zur Eingliederung des Sudetenlandes Landkreis Troppau)

Dobischwald	Klein-Hermsdorf	Neudörfel
Dörfel	Klein-Glockersdorf	Odrau/Stadt
Emaus	Klein-Petersdorf	Schlesisch-Wolfsdorf
Groß-Hermsdorf	Kunzendorf bei Odrau	Taschendorf
Heinzendorf	Lautsch	Werdenberg
Jogsdorf	Lindenau	Wessiedel
Kamitz	Mankendorf	

3. Der Heimatkreis Wagstadt

Altstadt	Eilowitz (gem.)	Schimmelsdorf
mit Waldheim (Poschaha)	Groß-Olbersdorf	Stiebzig
Bielau mit Wipplarsdorf	Klantendorf	Tyrn mit Hochkirch
Botenwald	Königsberg/Stadt (gem.)	Wagstadt/Stadt
Brawin mit Neuhof	Laubias (gem.)	Wollmersdorf mit Janowitz
Brosdorf	mit Blaschdorf	

Die Gemeinden Botenwald, Klantendorf und Schimmelsdorf gehörten bis 1938/39 zum Kreis Neutitschein.

Die Verkehrslage

Das Kuhländchen liegt unmittelbar an der Nordbahn, jener Hauptverkehrsader Wien—Mährisch-Weißkirchen—Mährisch-Ostrau—Oderberg—Krakau, welche einst bis 1918 die Verbindung der alten Kaiserstadt mit der östlichsten Provinz der Donaumonarchie, dem Lande Galizien, herstellte. Die Verlängerung dieser wichtigen Eisenbahnlinie führte als Karl-Ludwig-Bahn bis nach Lemberg und der Bahnhof Oderberg vermittelte die direkten Anschlüsse über Ratibor nach Breslau und über Teschen nach Kaschau in der Slowakei als Kaschau-Oderberg-Bahn. Die Teilstrecke Leipnik—Oderberg dieser Eisenbahn, die durch das Kuhländchen führt, wurde schon im Jahre 1847 fertiggestellt und dem Verkehr übergeben. Der größte Bahnhof dieser Linie im Kuhländchen ist Zauchtel. Von dort aus führen drei Seitenlinien nach der Kuhländler Hauptstadt Neutitschein, nach Fulnek und nach Odrau-Bautsch. Die nach Neutitschein wurde am 19. 12. 1880, die nach Fulnek am 25. 10. 1891 und

die nach Odrau-Bautsch am 15. 10. 1891 dem öffentlichen Verkehr übergeben. Außerdem wurde im Jahre 1889 die Strecke Neutitschein—Hotzendorf als Verbindung mit der sogenannten Städtebahn fertiggestellt.

Vom zweitgrößten Bahnhof der Nordbahn im Kuhländchen, Stauding, führen zwei Seitenlinien, und zwar die eine nach Wagstadt und die andere über Freiberg nach Stramberg. Die nach Wagstadt wurde am 1. 10. 1890 und die nach Freiberg-Stramberg am 19. 12. 1881 fertiggestellt und für den Verkehr freigegeben. Letztere wurde einige Jahre später ebenfalls mit der Städtebahn verbunden (Stramberg—Wernsdorf).

Der Anschluß der Stadt Königsberg an die Nordbahnstrecke erfolgte erst am 8. 11. 1911 vom Bahnhof Schönbrunn/Ostsudetenland aus. Damit waren alle Städte des Kuhländchens an diese Hauptbahnlinie angeschlossen und mit ihnen auch die überwiegende Anzahl der Kuhländler Dörfer.

Ein dichtes und gut ausgebautes Straßennetz durchzieht das Ländchen. Die Hauptverkehrsader ist die alte Kaiserstraße, die in der Teilstrecke durch das Kuhländchen im Jahre 1785 erbaut wurde und an welcher die Kuhländler Städte Neutitschein und Freiberg liegen. Dieser gewaltige Straßenbau wurde unter der Kaiserin Maria Theresia (1740—1780) begonnen und unter ihrem großen Sohne Kaiser Josef II. (1780—1790) vollendet. Sie ist die direkte Verbindung von Wien nach Krakau, hat eine Breite von 12 m und war als wichtigste Post- und Heeresstraße der alten Donaumonarchie erbaut worden. Sie diente auch diesen Zwecken, bis ihr die Eisenbahn den größten Teil dieser einstigen Zweckbestimmung abnahm.

Sie war das größte Straßenbauwerk des österreichischen Kaiserreiches, wiewohl weder größeren Hügeln noch Tälern aus und dokumentiert noch heute die einstigen Leistungen des fast 1000jährigen Donaustaates. Sie war einst die Schlagader des Verkehrs auch für das Kuhländchen und trug viel zur wirtschaftlichen Erschließung des Ländchens bei. Zu ihr oder von ihr aus liefen alle anderen kleineren Straßen. Die Nähe des Kuhländchens bei dem gewaltigen Industrie- und Kohlenförderungszenrum Mährisch-Ostrau—Witkowitz machte den Ausbau eines guten Straßennetzes notwendig, weil dieses Industriezentrum der Absatzmarkt für die überreichen landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Kuhländchens ist.

Die Namensklärung

Die Bezeichnung „Kuhländchen“ deutet auf die hochentwickelte Rinderzucht im Ländchen hin. Wenn ein eigener Kuhländler Rinderschlag auch erst im 19. Jahrhundert herausgezüchtet wurde, muß auch schon in früheren Jahrhunderten eine ausgedehnte Rinderhaltung bestanden haben, begünstigt durch die fetten Wiesen- und Weidenflächen an beiden Ufern des Oderflusses, die, im Bereiche des Ueberschwemmungsgebietes liegend, als Ackernutzung ungeeignet waren. Diese ausgedehnten Wiesenflächen an der Oder bestanden auch noch im Zeitpunkte unserer Vertreibung, da der Fluß im Teilabschnitt des Kuhländchens noch nicht reguliert war und zwar aus dem Grunde, weil dieser Abschnitt in das Projekt des Donau-

Oder-Kanals einbezogen war. In einem Zunftbrief der Stadt Odrau vom Jahre 1458, der sich bei der Heimatgruppe Odrau in Neuburg/Donau in Aufbewahrung befindet, ist die Bezeichnung „Kuhl-landl“ enthalten.

Von tschechischer Seite wurde immer wieder versucht, die Namensbezeichnung „Kuhländchen“ von dem einstigen Herrengeschlecht der Krawarze (zu deutsch Kuhhirten) abzuleiten. Gregor Wolny, der in seinem umfangreichen Werke „Die Markgrafschaft Mähren“ die Ortsnamen mit der deutschen und tschechischen Bezeichnung nennt, bezeichnet das Ländchen immer nur mit dem Namen „Kuhländchen“, an keiner Stelle aber mit einer tschechischen (mährischen) Uebersetzung. E. T.

Burgen und Schlösser

Die Burg Alttitschein

bei Neutitschein auf dem 486 m hohen kegelförmigen Burgberg (Alttitscheiner Berg), heute nur noch ein Trümmerhaufen mit spärlichen Mauerresten, zählte einst vor ungefähr 700 Jahren zu den stärksten Burganlagen des Kuhländchens und gehörte mit den Burgen Hochwald, Stramberg und Helfenstein mit zu jenem Burgensystem, das in jener Zeit die Ländereien an der „Mährischen Pforte“ gegen feindliche Einbrüche aus dem Osten und Nordosten zu beschützen vermochte.

Ihre Entstehung reicht mit Bestimmtheit in die Anfangsjahre des 13. Jahrhunderts zurück, denn nach Gregor Wolny „Die Markgrafschaft Mähren“ wird sie in einer Urkunde des Stiftes Hradisch (bei Olmütz) bereits im Jahre 1201 genannt. In der Urkunde vom 14. Juli 1240 im Staatsarchiv zu

Düsseldorf ist Graf Arnold von Hukeswage als Herr der Burg Ditschein (Alttitschein) verzeichnet. Die Schreibung ist in verschiedenen Urkunden eine sehr verschiedene und scheint von den jeweiligen Besitzern bestimmt worden zu sein (Ditschin, Titschin, Gyczyn). So ist sie z. B. in der „Topographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae“ unter dem Namen „Gitcin“ genannt.

Wenn auch die Burg seit ihrer Entstehung oft den Besitzer wechselte, sorgten diese für die Erhaltung der Wehrhaftigkeit derselben. Noch im Jahre 1706 war sie bewohnbar und in wehrhaftem Zustand. Wann sie dem Verfall preisgegeben wurde, ist nicht genau bekannt. Zur Burg gehörte einst ein ausgedehnter Herrschaftsbesitz, der allerdings im Zuge der Gegenreformation in zwei Teile ge-

*Burg Altitschein
Nach einer Abbildung
im statistischen Museum
zu Neutitschein.
Die ursprüngliche
Zeichnung stammt aus
dem Jahre 1720.*



teilt wurde. Immerhin hatte allein der Waldbesitz noch um die Zeit der letzten Jahrhundertwende ein Ausmaß von 1503,61 ha. Der Besitzer war um diese Zeit Graf Seilern-Aspang.

Der Altitscheiner Berg mit der Burgruine ist das markanteste Wahrzeichen des Kuhländchens.

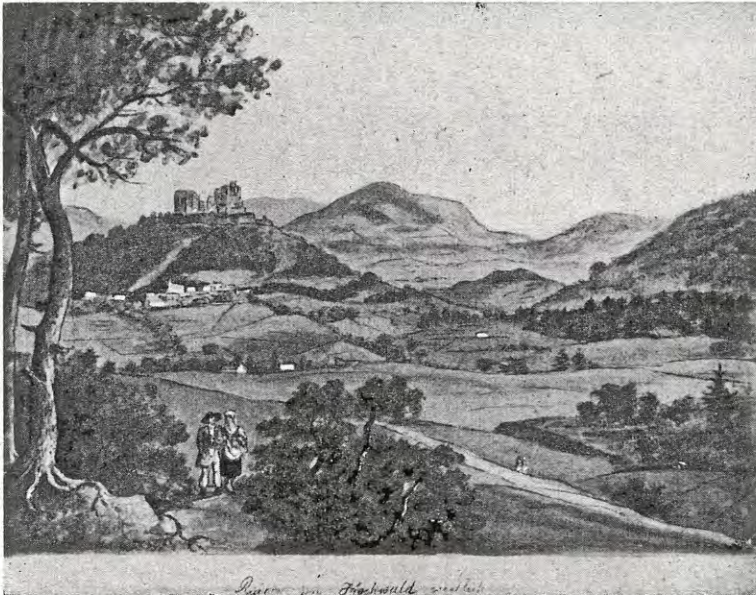
Von ihm aus übersieht man das gesamte Gebiet der „Mährischen Pforte“ von Mährisch-Weißkirchen bis Mährisch-Ostrau, im Südwesten gibt er den Blick frei in die grünen Täler der Betschwa und im Süden und Südosten auf die herrliche Bergwelt der Beskiden.

E. T.

Die Burg Hochwald

am südöstlichen Rande des Kuhländchens war die stärkste der vier Burgen des Kuhländchens. Nach dem Werke „Die Markgrafschaft Mähren“ von Gregor Wolny wird sie in älteren Urkunden als Burg „Hukeswagh“ oder „Hukeswald“ bezeichnet. Wenn er in seinem Werke anführt, daß die Burg schon vor dem Jahre 1234 bestanden haben muß,

der Erbauer aber unbekannt ist, weil der große Burgbrand im Jahre 1762 auch das wertvolle und sehr umfangreiche Archiv völlig vernichtete, dürfte er bei der Herausgabe seines Werkes im Jahre 1835 keine Kenntnis von der Existenz der Urkunde vom 14. Juli 1240 im Staatsarchiv zu Düsseldorf gehabt haben, weil er diese nicht erwähnt, laut



Burgruine Hochwald

Ansicht von Hochwald aus dem Jahre 1835

welcher das rheinische Geschlecht der Hukeswagen damals Herr der Burg Alttschein war. Wenn G. Wolny aber bestätigt, daß die Burg Hochwald in älteren Urkunden als „Burg Hukeswagh“ oder „Hukeswald“ bezeichnet ist, kann wohl kein Zweifel über den Erbauer bestehen. Es kann nur jenes Geschlecht der Hukeswagen gewesen sein. Da sie am äußersten südöstlichen Rande des Ländchens steht und mit doppelten Mauern umgeben war, hatte sie die Aufgabe, die diesem Geschlechte im Kuhländchen gehörenden Besitztümer gegen feindliche Einbrüche aus dem Osten zu schützen. Noch heute, obwohl nur noch Ruinen stehen, zeugt der massive fünfeckige Wehrturm mit der Vorburg im Westen und der erst dahinterliegenden eigentlichen Innenburg mit dem doppelten starken Mau-

erwerk von der stolzen und uneinnehmbaren „Veste“ von einst. Sie trotzte den Hussiten in den Jahren von 1420 bis 1430, dem Mansfelder im Jahre 1622, den Schweden im Jahre 1645 und den Preußen in den Jahren 1742 und 1758. Sie konnte auch längere Belagerungen aushalten, weil sie einen sehr tiefen Brunnen hatte und mit Wasser genügend versorgt war. Im Jahre 1690 ließ sie B. Karl von Lichtenstein letztmalig erneuern. Nach dem großen Burgbrand im Jahre 1762 wagte sich niemand mehr an die Wiederherstellung dieses gewaltigen Burgbaues. Für die Kuhländler war die Burgruine ein sehr beliebtes Wanderziel, denn von ihr aus konnte man bis nach Preußisch-Schlesien sehen und in südlicher Richtung die herrliche Bergwelt der Karpaten bewundern. E. T.

Die Burg (das alte Schloß) in Fulnek

war ursprünglich ein einstöckiger Bau und in Urkunden schon im Jahre 1276 genannt. Im genannten Jahre erwarb Wok von Krawarz mit der Hand der jüngsten leiblichen Tochter des Przemysliden-

1788.) Diese neue Burg war ein vierseitiger Bau. Nach dem großen Schloßbrand im Jahre 1801 wurden drei Seiten abgetragen und nur die vierte und schönste Seite wurde wieder hergestellt. Unser Bild



Fulnek

königs Ottokar II. die Burg Fulnek mit den dazugehörigen Gütern nebst anderen Besitzungen, die bis zu diesem Zeitpunkt landesfürstlicher Besitz waren. Viel später erst, nach mehrmaligem Wechsel der Besitzer, wurde die Burg von einem Grafen von Würben mit drei Stockwerken neu errichtet. (Die Grafen von Würben besaßen die Burg mit der Herrschaft Fulnek vom 2. 10. 1622 bis 5. 3.

zeigt den Schloßberg in Fulnek mit der breiten Front des sogenannten neuen Schlosses und dem höhergelegenen alten Schloß mit dem schlanken Turm, den Ueberresten der einstigen Burg Fulnek, als Wahrzeichen jener Kuhländler Stadt, in welcher einst der große Lehrer und Humanist Johann Amos Comenius lehrte.

E. T.

Die Burg Stramberg,

in älteren Urkunden Strahlenberg genannt, wurde zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch den Tempelherren-Orden erbaut. Der durch ständige Aus-

besserungen gut erhaltene „Bergfried“, von den Kuhländlern „Stramberger Butterfaß“ genannt, trägt diese Bezeichnung nicht zu Unrecht, da er

kreisrund ist. Diese runde Bauart der Türme ist in Deutschland nur am Rhein zu finden und zwar abwärts von Mainz und war eine Eigenart der Bauten des Tempelherren-Ordens. Nach der Auflösung des Ordens im Jahre 1311 ging die Burg mit dem dazugehörenden Gute in landesfürstlichen Besitz über. Im Jahre 1359 ließ der Markgraf Johann das Städtchen Stramberg neu erbauen und dessen Sohn, Markgraf Jodok, gab die Burg im Jahre 1380 dem Wok von Krawarz als Lehen. Nach Osten zu stehen noch zwei der ehemaligen Außenmauern. Vom Bergfried aus konnte man das Kuhländchen übersehen



Stramberg/Ostsudetenland

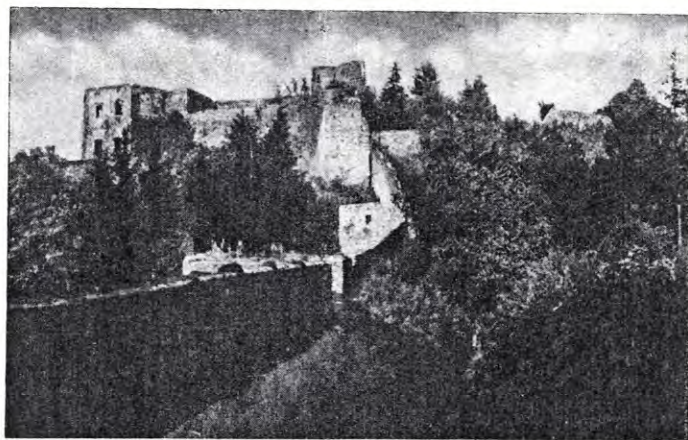
und in südlicher Richtung grüßt die Kette der Beskidenberge. Die Burg Stramberg war ein beliebtes Ausflugsziel. Beim Mongoleneinfall in das Kuhländchen nach der Schlacht auf der Walstatt bei Liegnitz am 9. April 1241 nahm die Burg viele flüchtende Menschen der Umgebung auf und sie hätte wohl kaum der Belagerung durch die Mongolen längere Zeit wegen Wassermangels standhalten können. Der Sage nach ging aber am Tage Christi Himmelfahrt jenes Jahres ein schreckliches

Gewitter nieder, das die Deichanlagen gegen Senftenleben hinwegriß und die im Tale des Sedlnitzbaches lagernden Mongolen vernichtete. Zum Andenken an die wunderbare Rettung der Belagerten wird der Christi-Himmelfahrts-Tag in Stramberg besonders gefeiert. Es wird dabei Gebäck in Form von Ohren und Nasen zum Verkauf angeboten, das an die verübten Greuelthaten der Mongolen erinnern soll, und die Kuhländler zogen an diesem Tage in großen Scharen nach Stramberg. E. T.

Die Burg Helfenstein

Ungefähr eine halbe Wegstunde östlich der Stadt Leipnik liegt auf einem zum linken Betschwaufer steil abfallenden Felsen die noch gut erhaltene Burg Helfenstein. Obwohl sie nicht mehr im Raume des Kuhländchens liegt, war sie einst eine

starke Veste im westlichen Vorgelände des Ländchens und schützte es vor feindlichen Einfällen aus dem Westen und Norden, da das Gebiet um Mährisch-Weißkirchen und Leipnik noch zur „Mährischen Pforte“ gehört. Die Burg verdankt ihre Entstehung jenen unsicheren Zeiten nach dem Tode König Ottokars im Jahre 1278, da Räubereien seitens des Adels zur schlechten Gewohnheit geworden waren und ein unmündiger König (Wenzel II.) diesen Zuständen nicht wehren konnte. In dieser Zeit ließ ein deutscher Ritter aus Schlesien, namens Friedrich von Lienau, gewaltsam die Burg auf dem Grund und Boden der Herrschaft Drahotusch erbauen. Die Wälle sind so stark, daß drei Rosse mit ihren Reitern nebeneinander einherschreiten können. Die Burg galt als uneinnehmbar und trotzte den Hussiten in den Jahren von 1421 bis 1434, dem ungarischen



Die Burgruine Helfenstein bei Leipnik

König Matthias 1468, dem Mansfelder 1623 und den Schweden 1645. Im Jahre 1656 gab Kaiser Ferdinand III. den Befehl, die Burg außer Verteidigungsstand zu setzen. Seither blieb sie verlassen und wurde nicht mehr ausgebessert. Der baufällige Turm wurde gesprengt. Trotzdem war

sie noch zum Zeitpunkt unserer Vertreibung die am besten erhaltene aller Burgen in der nächsten Umgebung des Kuhländchens und eine Kammwanderung von Leipnik oder von Mährisch-Weißkirchen aus zur Burg Helfenstein zählte zu den schönsten für uns Kuhländler. E. T.

Das Theresianische Schloß in Neutitschein

Von Dir. Karl Lux

Wieviele Fremde kamen alljährlich nach Neutitschein und doch wußten die wenigsten von ihnen zu berichten, daß es hier auch ein Schloß gibt. Es glänzt nicht von einer Anhöhe herab, es ist ein ganz unansehnlicher Bau, inmitten eines Häuserblocks gelegen. Wer mit dem Auto die Stadt durchrast, merkt von dem Schloß gar nichts, obwohl er an ihm vorbeifährt, und willst du es einem Fremden zeigen, so mußt du ihn förmlich mit der Nase an das Schloß heranführen. Wie trotzig, weithin sichtbar ragen dagegen die Ruinen der Burg Alttitschein aus dem sonst so ruhigen Rundbilde der Stadt empor! Dieser ehemalige Herrnsitz berühmter Geschlechter des mährischen Hochadels steht mit dem Schlosse in Neutitschein in inniger Wechselbeziehung.

Um 1380 legten die Krawarze den Grund zu dem Schlosse in Neutitschein. Ihre Höhenburg Alttitschein bot damals schon keinen Raum mehr für die fürstlichen Gäste, die zu Turnieren, Jagden, Spielen und Tänzen geladen worden waren. Die Krawarze herrschten auf ihren ausgedehnten Besitzungen gleich unabhängigen Regenten, umgaben sich mit einem großen Hofstaate, der mit den leibeigenen Knechten und Mägden und einer Schar von Geschäfts- und Gewerbsleuten zur Versorgung, Bereitung und Erzeugung des umfangreichen Hausbedarfes fast alle Räume der Burg Alttitschein belegt hatte. Für die Verwandten, für gern aufgenommene Künstler, für Gelehrte, für fahrende Spielleute wurden eigene Kämmerchen in der Burg zur Behausung bereitgehalten. Wenn aber bei großen Festlichkeiten die Zahl der Gäste oft ins Ungemessene stieg, wies man ihnen im Schlosse zu Neutitschein Unterkunft an.

Diesen Geist des Wohllebens pflegten nach dem Aussterben der Krawarze (1434) auch ihre Erben und Nachfolger auf Alttitschein, die Herren von Cimbürg, von Boskowitz, von Pösing und von Kunowitz. Die mächtigen Zierotine, die 1500 in den Besitz der Herrschaft Alttitschein gelangten, führten eine geradezu glänzende Hofhaltung. Auf der Burg in Alttitschein wurden viele bauliche Veränderungen vorgenommen und das Innere der Räume wies fürstliche Pracht auf. Das Schloß in Neutitschein, von den Nachfolgern der Krawarze weniger beachtet und daher bereits sehr verfallen,

wurde von den Zierotinen seit 1560 im Renaissancestil umgebaut und erweitert. Die Bautätigkeit war zu gleicher Zeit in Neutitschein sehr bedeutend, hatte sich ja doch kurz vorher die Stadt (1558) von der Herrschaft Neutitschein-Stramberg losgekauft, als landesfürstliche Stadt sollte sie ein vornehmeres Gepräge erhalten. Diesem Streben der Neutitscheiner Schankbürger, denn nur diese konnten sich den Aufwand eines Neu- oder Umbaues erlauben, kamen die Zierotine entgegen, indem sie darangingen, das Schloß in Neutitschein zu verschönern. Die Adeligen bauten bedeutend billiger als die Stadtbürger, die Werkleute waren leibeigene Bauern unter fachkundiger Leitung.



Theresianisches Schloß in Neutitschein

Damals hatten die Gutsherren für den Bauernstand ein großes Interesse gewonnen, da sie ihn als Arbeitskraft für ihren ungeheuren Besitzstand, zur Bewirtschaftung ihrer großen Ländereien dringend benötigten; denn ein Ertrag von Land und Wald

war überhaupt nur durch Ausnützung dieser Arbeitskraft möglich. Und weil der Putz und der Aufwand für die Hofhaltung der Adelligen immer größer wurde, mußten diese bemüht sein, das Erträgnis ihrer Güter nach jeder Richtung hin zu heben, was dazu beitrug, den Bauernstand immer mehr in Abhängigkeit vom Grundherrn und in Verelendung kommen zu lassen. Unter Bauernschweiß und Bauernfluch ist also das Schloß in Neutitschein gebaut worden, und ebenso sind die vielen Adelssitze im ganzen Land entstanden.

Das Schloß in Neutitschein besaß weder ein Vorwerk noch einen Zwinger. Es war nach zwei Seiten hin von der Stadtmauer umfaßt, die der Angriffsseite zugewendeten Mauern wurden ungemein stärker gemacht. Die unterste Fensterreihe wurde zur größeren Sicherheit der Bewohner ziemlich hoch angelegt und die Fensteröffnungen möglichst klein und gut versichert gehalten. Da die Fensterumrahmungen glatt, also ohne bauliche Ausschmückung sind, so erscheint das Außere des Schlosses ungemein einfach. Das Dach des Schlosses war nach innen abfallend, also von außen nicht sichtbar. Längs der äußeren Umfassungsmauer war ein Zinnenkranz von 18 Wehrtürmchen aufgesetzt. Die Verteidiger des Schlosses konnten von hier aus den Feind in größerer Entfernung von der Stadtmauer zurückhalten und so das Schloß selbst vor den feindlichen Geschossen besser schützen. Die nicht der Stadtmauer zugekehrten Seiten des Schlosses umzog ein Wallgraben (ungefähr durch die Rathausgasse und die Straße des 28. Oktober bezeichnet). Ueber eine Brücke bei dem betürmten Obertore gelangte man in den Vorhof und von diesem durch eine Zufahrt in den eigentlichen Schloßhof, der nach drei Seiten von dem Schloßgebäude hufeisenförmig umschlossen ist. Nach dem Wallgraben gegen die Rathausgasse zu schloß den Hof eine fast zwei Meter starke Mauer ab. Den ältesten Teil des Schlosses im Vorhofe betritt man durch eine später vorgebaute gerade Stiege.

Das aufstrebende freie Bürgertum empfand es wie eine fürstliche Bevormundung, daß in dem Schlosse hohe Herrschaften ein- und ausgingen, gegen die sich die Bürger untertänig zeigen sollten. Die Erinnerung an die der Gutsherrschaft geleiteten, oft drückenden Lasten wurde jedesmal mit dem Erscheinen der Adelligen in dem Schlosse wieder wach, kein Wunder, daß die ehrsamten Neutitscheiner das Schloß wie eine Zwingburg ansahen, von der aus vielleicht wieder einmal das alte fürstliche Regiment in die Erscheinung treten könnte. Der erste Schritt zur Besitzergreifung des Schlosses durch die Bürgerschaft war getan, als Kaiser Rudolf II. (1576—1612) apordnete, das mitten auf dem Stadtplatz stehende hölzerne Brauhaus und

die Fleischbänke herum wegen Feueregefahr abzutragen, beide in das damalige Rathaus zu verlegen, das Rathaus aber in dem Schlosse unterzubringen. Die Burgherren auf Altititschein mochten diesen kaiserlichen Befehl wohl mit Ingrimme hingenommen haben. Für sie hatte das Schloß nicht mehr die Bedeutung wie früher, solange hier nur Adelige ein- und ausgingen. Und so kam 1588 der Kauf des Schlosses durch die Bürgerschaft von Neutitschein zustande. Nicht lange erfreute sich das über ansehnlichen Grundbesitz verfügende Neutitschein der Rechte einer freien Stadt. Der Böhmisches Aufstand leitete den Dreißigjährigen Krieg ein (1618—1648). Sowohl die Zierotine auf Altititschein als auch die Bürger von Neutitschein traten als Feinde des Kaisers auf. Dieser blieb aber Sieger; die Zierotine wurden ihrer Güter für verlustig erklärt und die Stadt Neutitschein verlor ihre Rechte und Besitzungen an die Olmützer Jesuitenvereinigung, die durch eine Anordnung ihrer Mitglieder vom Neutitscheiner Schloß aus (1624 bis 1773) die Verwaltung der Stadtgüter ausübte. 1775 erhielt Neutitschein zwar wieder die Rechte einer freien Stadt, aber ihre ehemaligen Besitzungen samt dem Schlosse wurden 1781 mit der Theresianischen Ritter-Akademie in Wien vereinigt. So war das Schloß in Neutitschein den Bewohnern der Stadt doch noch einmal zur Zwingburg geworden und ihre Wiederbefreiung war mit dem Verluste des Stadeligentums erkaufte worden.

Das Schloß hatte seitdem auch äußere Veränderungen erfahren. Nach dem großen Brande im Jahre 1680 wurde es nur notdürftig wiederhergestellt. Im Jahre 1760 wurden an Stelle der Gräben Gärten angelegt und noch später die Teile an der rechten und vorderen Seite des Schloßgrundstücks durch Häuser verbaut und so neue Gassen gebildet. Erst im Jahre 1868 wurde das 1680 ungebaut gebliebene oberste Stockwerk zu Wohnungen hergerichtet und bei dieser Gelegenheit die äußere Umfassungsmauer sowie auch mehrere, das oberste Geschloß des Hauptgebäudes rings herum krönende Wachtürme abgetragen, die dem Schloß ein interessantes charakteristisches Gepräge gegeben hatten. Die weitläufigen Räume des Schlosses wurden damit teils als Kanzleien verschiedener Aemter, teils als Wohnungen benützt. Unter dem Bürgermeister Dr. Schollich gelang es sodann, das Schloß samt den umgebenden Grundstücken für die Gemeinde zu erwerben. Die Räume im obersten Stockwerk wurden gründlich hergerichtet und prächtig ausgestaltet, in denselben das bedeutsame und sehenswerte „Kuhländer Museum“ untergebracht, die das Schloß umgebenden Grundstücke wurden zu schönen Parkanlagen umgewandelt.

Wann und von wem das Schloß Odrau errichtet wurde, ist der Nachwelt nicht beglaubigt überliefert worden. Nach Zimmermanns Chronik soll an der Stelle des heutigen Odrau, welcher Name erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts allgemein gebräuchlich wird, bereits 1146 eine Burg „Oderaf“ gestanden haben. Weiters berichtet Zimmermann, daß 1149 die Templer das Schloß erbaut haben sollen. Amtlich und urkundlich überliefert ist jedoch, daß die ersten Besitzer von Odrau die Sternberge sind und in den Handfesten der Dorfrichter im 14. Jahrhundert angeführt werden. Ebenso ist urkundlich sichergestellt, daß die Dörfer im Bezirk Odrau von den damaligen Vorfahren der Sternberge errichtet wurden. Demnach kann als sicher angenommen werden, daß, beginnend mit dem Geschlecht der Sternberge (1253), durch 700 Jahre das Schloß als Herrschaftssitz der Herren von Odrau gilt.

Das Schloß, welches an der nordöstlichsten Ecke der inneren Stadt stand, war damals ein mächtiger Steinbau, der ein Rechteck bildete, dessen Längsseiten durch einen Querbau verbunden waren, wodurch zwei Höfe entstanden. In der Mitte der westlichen, gegen die Stadt zugekehrten Seite befand sich ein starker, hoher Turm. An die nordöstliche und die nordwestliche Seite schlossen sich die äußeren Stadtmauern an. Unterhalb des Schlosses, im späteren Schloßgarten, befanden sich lauter Teiche. Erst die Hussiten sollen die alten hölzernen Türme und Befestigungswerke der Stadt abgebrochen und die gemauerten Befestigungen hergestellt haben, um sich den strategisch wichtigen Stützpunkt zu sichern.

Zur Instandhaltung der Gebäude und zur Bewirtschaftung der zu den einzelnen Höfen gehörigen Grundstücke waren zahlreiche Arbeitskräfte notwendig, welche die Dorfbewohner zu stellen hatten. Von Interesse sind die Robotleistungen der einzelnen Dörfer, unter welchen Mankendorf, das ursprünglich nicht zur Herrschaft gehörte, eine Ausnahmestellung einnahm.

Die Mankendorfer Bauern — es waren ihrer 35 — hatten die für die dortige Mühle benötigten Wellen, Geschirrh Holz und Mühlsteine von dort, wo es der Müller für gut befand, einzukaufen, abzuholen und zur Mühle zu führen, deren Räder sie im Winter zuzudecken hatten. Ferner mußten sie jährlich auf den zum Mankendorfer Vorwerk gehörenden Wiesen, auf welchen die Herrschaft 96 Fuhren Heu und 79 Fuhren Grummet gewann, zur rechten Zeit das Heu und Grummet abernten und auf eigene Kosten dasselbe auch bestimmungsgemäß unterbringen.

Die Dobischwälder Bauern waren verpflichtet, auf dem Lautscher Vorwerk einen Tag im Frühling

und einen im Herbst mit dem „Haken“ zu ackern und zwei Tage mit Sense zu hauen. Ferner hat jeder 8 gr. Wachgeld zu zahlen und 4 „Zaspeln“ Garn zu spinnen.

Die Bauern aus Mankendorf, Petersdorf, Heinzendorf, Wessiedel, Dobischwald, Groß-Hermsdorf, Lautsch, Kamitz, Schlesisch-Wolfsdorf und Taschendorf mußten, da sie keine vorausgesetzte Robot hatten, zu jedem Bau im Schloß oder im Vorwerk zu Odrau allerhand Robot zu Fuß und Pferd leisten und insbesondere die erforderlichen Steine, Ziegel, Kalk, Sand und Holz zuführen. Die Bauern aus Jogsdorf, Klein-Hermsdorf und Dörfel waren verpflichtet, beim Odrauer Vorwerk zu eggen, auch waren sie schuldig, die Krippen und Raufen für die Kühe und Schafe anzufertigen.

Am Schloß selbst wurden im Laufe der Zeit umfassende Aenderungen vorgenommen. Ursprünglich führte vom Stadtplatz nur das schmale Gäßchen neben dem Schankbürgerhaus Unger (Nr. 32) zu dem in der Südfront des Gebäudes befindlichen Tor, das zweite Tor befand sich in der Nordfront. Von dort führt über einen tiefen, jedoch trockenen Wallgraben eine Zugbrücke auf den Schloßhübel zum herrschaftlichen Bräuhaus und zur Schloßmühle. Zwischen dem Stadtplatz und der Westfront mit dem mächtigen Uhrturm, dort, wo sich später der Vorgarten befand, standen zwei Schankbürgerhäuser. Ein drittes dort befindliches Haus war schon unter Johann Thomas Zwola abgebrochen worden, wodurch ein bequemer Zugang zum Schloß erzielt werden konnte. Graf Lichnowsky ließ 1730 die ganze Westfront mit dem Turm abbrechen, das Schloß in der heutigen Form herstellen und dasselbe statt Schindeln mit Ziegeln eindecken. Der Wallgraben wurde ausgefüllt, die Zugbrücke kassiert und der Platz am Schloßhübel mit Linden bepflanzt. Dem früher im Schloß untergebrachten Burggrafen wies er ein Haus im Blumengarten (später Neumark 18) als Wohnung an. Im ersten Stockwerk des Schlosses wurde eine Kapelle errichtet und von dieser aus zur Bequemlichkeit der Herrschaftsbesitzer zwecks Besuches des pfarrlichen Gottesdienstes auf der in der Verlängerung der Ostfront des Schlosses laufenden Stadtmauer bis hinter den Pfarrhof und von dort rechtwinklig abbiegend zum Oratorium über die Sakristei ein hölzerner, gedeckter Gang gebaut. Für die Kapelle im Schloß erwirkte er 1736 vom Bischof die Meßlizenz.

Im Jahre 1830 ließ Landgraf Joseph zu Fürstenberg, welcher bei der Bevölkerung sehr beliebt war, die alte Schloßmauer abtragen und statt derselben ein eisernes Gitter aufstellen. Das Schloß wurde renoviert und der Vorgarten, der Schloß- und der Hirschgarten durch den Wiener Gärtner

Klein in einen englischen Park umgestaltet. Er wollte auch das Patergassel zwischen dem Vorgarten und dem Haus am Stadtplatz (Nr. 32) durch ein Gitter absperrern, was jedoch auf die Vorstellungen der Besitzer der Häuser Nr. 3—10, welche durch dasselbe zu ihren Höfen gelangten, unterblieb.

Am 26. November 1805 war der Major von Reigersberg mit Stabsärzten und einem Spitalverwalter nach Odrau gekommen und hatte dem Oberamtmann erklärt, daß hier das Hauptfeldspital Nr. 16 errichtet werden würde. Das Schloß

Herrschaft 10 Prozent des Kaufpreises als Aufgang (Laudemium). Die Richter von Mankendorf, Wessiedel und Lautsch waren verpflichtet, nur herrschaftliches Bier zu schenken. Außerdem leisteten die Richter zu Georgi verschiedene Abgaben.

In den meisten Fällen wurden an die Herrschaft Hühner und Gänse abgeliefert.

Als Herrschaftsbesitzer von Schloß Odrau, zu welchem etwa 2500 ha Land gehörten, werden folgende festgestellt:

Kloster Tischnowitz, die Herren von Sternberg, Krawarn, Liderau, Füllstein, Zwola, Sitsch, Prasch-

*Schloß Odrau
vom Schloßgarten
aus gesehen*



mußte daraufhin sofort geräumt werden. 500 Kranke fanden in der Folgezeit hier eine Unterkunft. Sämtliche Beamtenwohnungen, Kanzleien, wie auch die Registratur waren zu diesem Zweck freigemacht worden. Erst am 20. Mai 1806 erfolgte wieder die Auflösung des Hauptfeldspitals und damit Freigabe für die Herrschaftsbesitzer.

Die Gemeinden als solche brachten der Herrschaft seit uralter Zeit Gaben, die man Ehrungen nannte. Sie bestanden meistens aus Weizen, Korn, Hafer, Erbsen, Hanf, Schultern (Schinken), Käse oder Eiern. Die Richter (Erbrichter) auf der Herrschaft waren verpflichtet, für diese, so oft es erforderlich war, nach Oesterreich oder Ungarn um Wein zu fahren. Beim Verkauf der Richtereien und der Freihöfe wie auch der Mühlen erhielt die

ma, Kaiserl. Konfiskationsgut, Winz, Saluzzo, Werdenberg, Hofmann, Lichnovsky, Schlabrendorff, Fürstenberg, Sickingen, Klobassa, Zrencki, Lazarus und der polnische Graf Potocki.

Herrschaftsoberamtmänner:

Heinrich Florian Unger, Johann Josef Hanke, David Ferdinand Hanke, Anton Alois Krömer, Johann Kayl, Anton Kupka, Johann Hörstelhofer, Johann Kern, Ignaz Poppe, Georg Koch, Karl Terck, Johann Frantzl, Anton Stocklassa.

Nach der Chronik von Professor Rolleder von E. Böhm.

Das Schloß in Wagstadt

Von Emil Jelonek

Im Gesamtbilde von Wagstadt ist der hervorstechendste Bau zweifellos das Schloß der Wagstädter Gutsherrschaft. Trotz seiner Wuchtigkeit

fügt es sich harmonisch in das Stadtbild ein. Ursprünglich den Katastralbereich von Groß-Olbersdorf angehörend, liegt es im Stadtgebiet selbst

und wurde bereits im 14. Jahrhundert in die Stadtbefestigung einbezogen.

So wie das Schloß im unzerstörten Zustand noch in unser aller Erinnerung ist, stammte es aus dem Jahre 1576. Der damalige Besitzer der Grundherrschaft, Bernhard Praschma, hat es an Stelle eines älteren Schloßgebäudes von Grund auf im fränkischen Stil neu erbauen lassen. In den mächtigen Kellergewölben ist aber zu erkennen, daß die alten Grundmauern zum Teil mitverwendet wurden. Die Tatsache des Neubaus ist auf einer Motivtafel im inneren Schloßhof für die Nachwelt festgehalten worden.

Die äußere Ausstattung des Schlosses dürfte im Laufe der Zeit manche Veränderung erfahren haben. So wurden noch vor wenigen Jahrzehnten verschiedene Steinfiguren an verwandte Gutsbe-

Die Wirtschaftsgebäude, die nach einer alten Inschrift von Nikolaus Praschma zwischen 1552 und 1555 erbaut worden waren, wurden wieder instandgesetzt (die Wetterfahne trug die Jahreszahl 1731), das Schloß erhielt eine neue Bedachung, aber das oberste Stockwerk blieb unausgebaut, denn die verfügbaren Mittel reichten dazu nicht mehr aus. Die weitläufigen Räume dienten fortan als Getreideschüttboden.

Das Schloßgebäude hat einen U-förmigen Grundriß mit der Merkwürdigkeit, daß nirgends ein rechter Winkel festzustellen ist. Die Hauptfront schließen zwei mächtige Rundtürme ab. Der nördliche davon ist der sogenannte „Hungerturm“, für den namentlich die Jugend ein besonderes, mit Furcht untermaltes Interesse zeigte. Dieser Turm enthielt nämlich in seinem untersten Teile ein nur



Das Schloß in Wagstadt

sitzer abgegeben. Auch das welsche Doppeldach war nicht ursprünglich, sondern rührte aus der Zeit nach dem Brande von 1729 her.

Ueber diesen Brand finden wir im Grundbuch der Kleingemeinde Groß-Olbersdorf, angelegt in diesem Unglücksjahr, folgende Anmerkung: „Zu einem Andenken wird hierinnen auch vermerkt, daß den 13. April dieses Jahres in der Stadt Wagstadt ein grausam Feuer gewesen und darin sechs- und vierzig Häuser mit dem Rathaus und herrschaftlichen Fleischbänken, wie ingleichen im Schloß die ganzen herrschaftlichen Reitställe, Gesindestube und ein halber Stock über den Schloßzimmern innerhalb kurzer Weil bei Nachtzeit völlig abgebrunnen.“

von der Decke mittels einer Leiter zugängliches Gewölbe zur Aufnahme von Gefangenen. Obwohl teilweise schon mit Schutt ausgefüllt, hatte es noch eine beachtliche Tiefe. Die Deckenöffnung wurde mit zwei schweren Steinplatten verschlossen.

Bis ins 18. Jahrhundert barg das Schloß auch eine Kapelle und zwar im Nordflügel des Gebäudes mit dem Eingang von der Durchfahrt her, die vom äußeren Schloßhof zum inneren führte. Nach der Auflassung wurde der Kapellenraum durch eine Zwischendecke geteilt und diente profanen Zwecken. Die schweren Eichtüren und die schmiedeeisernen Beschläge wurden bei der Anfertigung der Schränke für die Schloßbücherei verwendet.

Unterhalb des Schlosses, jenseits des „Tiefen Grabens“, lag ein ausgedehnter Schloßgarten, der einstens sehr gepflegt war und am Sonntag der Stadtjugend zum Lustwandeln zur Verfügung stand. In einer Gruppe von mächtigen Linden bezeichnete man eine als Joseflinde. Unter ihr soll Kaiser Josef II. bei seinem Besuche in Wagstadt im Jahre 1779 geruht haben. In den letzten Kriegstagen stand die Stadt am 29. und 30. April 1945 unter Artilleriebeschuß und das Schloß brannte ab. Außer dem Dachstuhl fielen das oberste Stockwerk und das darunter befindliche, von der Gra-

fenfamilie bewohnte Geschoß dem Brand zum Opfer. Ebenso brannten alle Wirtschaftsgebäude aus.

Ausgebrannt waren aber auch die Kellergewölbe durch hineingeworfene Brandgeschosse. Neben vielem Hausrat und der Wäsche aus dem Schloß und der Nachbarschaft gingen hier auch die ungemein kostbaren antiken Möbel der herrschaftlichen Wohnung zugrunde.

Eine tschedische Denkmalschutzkommission sprach sich für die Erhaltung und die Herrichtung des Schlosses aus, doch ist der Ausbau bis heute noch nicht beendet.

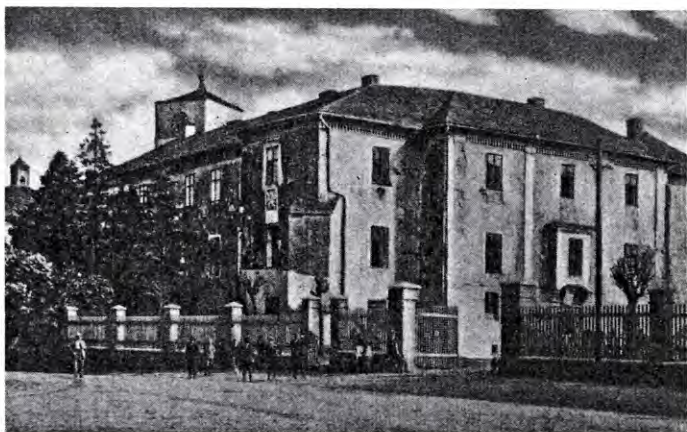
Das Geschlecht der Grafen Wilczek und ihr Schloß in Königsberg im Ostsudetenland

Das Königsberger Schloß wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von den Grafen Wilczek erworben. Es wurde dann durch Jahrhunderte der Sitz der Gräflichen Familie. Wahrscheinlich wurde das Königsberger Fideikommiß von den Krawarschen erworben, die in jener Zeit im Kuhländchen reich begütert waren. Eine der markantesten Persönlichkeiten der damaligen Zeit war Feldmarschall Heinrich Wilhelm Wilczek, geb. am 15. 9. 1665, gest. am 19. 3. 1739, der auch seine Ruhestätte in der Gruft unter der Kapelle gefunden hat. Im alten Schloß waren sehr wertvolle Schätze, die heute noch unsere Bewunderung finden würden. In einem reservierten Raum stand ein prachtvoller Staatswagen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts im Stile der kaiserlichen Prunkwagen Kaiser Karls VI., wie sie sich in Wien in den Hofstallungen befinden. Diesen Wagen benutzte der Feldmarschall bei seinen diplomatischen Missionen in Deutschland, Polen und Rußland, in Warschau und dem eben damals entstandenen Petersburg. Noch bei seiner diplomatischen Mission diente er ihm, als er, auf der Rückreise von Petersburg kommend, in Großglogau vom Tode überrascht wurde. Dieser Wagen brachte ihn dann zurück nach Königsberg. Der Feldmarschall hatte für seine Leistungen von König Karl XII. von Schweden und vom Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen, der seinem Einfluß die polnische Königskrone verdankte, die höchsten Auszeichnungen erhalten. Diese sind im Laufe der Zeit leider verloren gegangen, doch auf einem seiner von Kupetzky gemalten Porträts, wo er im Küras und der Allongeperücke dargestellt ist, ist auch der schwedische Orden zu sehen. Ferner war in Königsberg das gut geordnete Familienarchiv, eine große Bibliothek, eine Batterie dreipfündiger Geschütze und eine hochinteressante Rüstkammer mit vielen auch sehr alten Waffen. Am meisten bewundert wurde ein Panzerhemd, welches Spuren von Hieben trug, die einst den Feldmarschall schwer getroffen hatten, als er als ganz junger Offizier, der erste unter den Stürmenden, die Wälle

von Zenta erstieg (11. September 1697). Aus den Türkenkriegen brachte er auch schöne türkische Waffen und Teppiche mit nach Königsberg.

In einem kleinen Zimmer neben der Kanzlei, die spätere Wirtschaftskanzlei mit dem daneben befindlichen ehemaligen Adjunktenzimmer, stand ein stattlicher Ofen, der aus ziemlich großen, unglasierten Kacheln zusammengesetzt war, die ein Wappenschild mit dem Wilczek'schen Gemsbock trugen. Das Wappen und der ganze Stilcharakter des Ofens waren entschieden gotisch. Da aber Königsberg erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von den Wilczeks erworben wurde, ist es nur möglich, daß ihn die Wilczeks aus einem anderen Schloß übertragen ließen, das sie in der gotischen Zeit bewohnt hatten. Dieses Wappenschild sehen wir auch noch später auf der Stirnseite der Hofscheune, der Hauptstraße zugekehrt. Es dürfte wohl nach 1945 der Zerstörungswut der Tschechen zum Opfer gefallen sein. Das Schloß war von der Straßenseite von einer starken Mauer umgeben, die auch bis in unsere Zeit erhalten geblieben ist. Die Einfahrt in den Schloßhof war von zwei mächtigen Pfeilern geziert, die aus Stein gemeißelte Wappen trugen. In der Toreinfahrt des Schlosses selbst befindet sich auch heute noch auf der rechten Seite eine steinerne Sitzbank. Man nannte sie eigentlich die Prügelbank. Dieser Stein soll aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammen und soll ursprünglich ein Fenstersturz gewesen sein, ganz ähnlich denjenigen, die am Wawel in Krakau zu sehen sind, mit gotischen, sich durchkreuzenden Stäben und Rippen geziert.

Im Meierhof stand eine Batterie von sechs dreipfündigen Geschützen auf Rädern und Lafetten. Ein Geschütz hat der alte Graf noch im Saal des Werksgasthauses „Zur Eiche“ in Schlesisch-Ostrau aufstellen lassen, während ein anderes in der Geschützkammer der Burg Kreuzenstein aufstellung fand. Die übrigen vier blieben in Königsberg und überdauerten den ersten Weltkrieg. Zur Zeit der tschedischen Bodenreform wurden sie dem Museum der Stadt Mährisch-Ostrau geschenkt.



Das Schloß in Königsberg

Am 21. April 1854 brannte das Schloß in Königsberg ab. Ein Bettler, dem der Pfarrer ein scheinbar zu geringes Almosen gegeben hatte, legte Feuer in der Scheune des Pfarrhofes, das auf die Kirche, auf das Schloß, auf den Meierhof sowie auf alle Oekonomiegebäude übersprang. Alles brannte ab, vom Dach bis zum Keller. Im Schloß ging das meiste zugrunde. Die ganze Rüstkammer, der schöne Wagen, die alten Oefen, die Bilder an der Wand, die einen ungeheuren historischen Wert hatten. Ein Teil des Archives, der Bibliothek und der schönen Teppiche wurde gerettet.

Da Königsberg Fideikommiß ist, mußte bald zum Wiederaufbau geschritten werden, der aber nicht glücklich ausfiel. Um das zerstörte Kreuz auf dem Kirchturm zu ersetzen, wurde das Turmkreuz der Augustinerkirche in Wien, das aus irgend einem Grunde damals käuflich war, von der gräflichen Familie erworben und auf dem Kirchturm in Königsberg angebracht. Das Schloß selbst wurde nicht mehr von den Wilczeks bewohnt, es wurde im ganzen vermietet und blieb vermietet bis zum Jahre 1945.

Ebenerdig wurde die Wirtschaftskanzlei und die Wohnung des jeweiligen Oekonomieadjunkten untergebracht, dann Waschräume und Magazine. Zu beiden Seiten des Schloßhofes wurden die Laubgänge vermauert und die Räume für Arreste eingerichtet und links vom Schloßeingang wurden Wohnräume für den Gefängniswärter hergerichtet. Das 1. Stockwerk diente für Kanzleiräume des neu eingerichteten Amtsgerichtes sowie der Wohnung des Domänenverwalters. Der 2. Stock blieb den Pensionisten der Wilczek'schen Besitzungen vorbehalten.

Da schon Graf Franz Josef Wilczek am 24. April 1805 das ehemalige Braßikanische Freihaus in der Herrengasse in Wien vom Grafen Eugen Falken-

hayn gekauft hatte, wurde dieses Haus allmählich als ständiger Wohnsitz der gräflichen Familie ausgebaut und ist es auch heute noch. Um aber einen Ersatz für Königsberg zu schaffen, kaufte Graf Hans Wilczek im Jahre 1861 von der Fürstin Blücher das Schloß Dobrosławitz, das bis zum Jahre 1945 der ständige Sommeraufenthalt wurde. Die prächtigen Parkanlagen, die große Schloßgärtnerei, der um das Schloß anliegende Wald boten eine herrliche Sommerfrische. Vom Schloß konnte man einen wunderbaren Rundblick gewinnen in das Hultschiner Ländchen, das Oppatal, ja sogar bis nach Schönbrunn und

weiter nach Mährisch-Ostrau und im Hintergrund die letzten Ausläufer der Beskiden.

Im Jahre 1945 war das Schloß Dobrosławitz Spital und brannte in den letzten Kampftagen völlig aus.

Heute ist Königsberg nur noch die Ruhestätte von vier Grafen Wilczek, welche in der Gruft unter der angebauten Kapelle ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Dort ruhen Feldmarschall Graf Heinrich Wilhelm Wilczek, geb. am 15. 6. 1665, gest. auf seiner Dienstreise von Großglogau nach Königsberg am 19. 3. 1739. Dessen Sohn Kaspar Wilczek, geb. am 19. 7. 1700, gest. am 1. 3. 1777, dann sein Sohn Franz Joseph, geb. am 4. 10. 1748, gest. am 27. 9. 1834, schließlich Graf Stanislaus Wilczek, geboren am 24. 11. 1792, gest. am 23. 3. 1847. Die Gruft unter der Kapelle blieb geschlossen bis zum Jahre 1890. In diesem Jahre ließ Graf Hans Wilczek die Gruft öffnen. Da für weitere Tote nicht mehr genügend Raum vorhanden war, wurde in der Burg Kreuzenstein bei Wien eine Gruft erbaut, die fernerhin als Ruhestätte der gräflichen Familie dient. Die früheren Vorfahren und die noch älteren Besitzer des Schlosses sind alle in einer großen Gruft unter dem Mittelschiff der Pfarrkirche begraben, in welcher aber nur noch Gebeine, keine den Toten mitgegebenen Gegenstände zu finden sind. Wahrscheinlich wurde die Gruft schon früher einmal geöffnet. In der Kirche, aber auch an den Außenwänden sind noch die Grabsteine der früheren Besitzer des Schlosses zu finden, welche die Stürme der vergangenen Jahrhunderte überdauert haben.

Noch einmal mußten die Toten unter der Kapelle in ihrer Ruhe gestört werden. Es war im Jahre 1922, als die Gräfin Nora Wilczek, die Gattin des jetzt noch lebenden Grafen Ferdinand Wilczek, in Poruba starb. Sie wurde vorüberge-

hend in Poruba beigesetzt, bis die behördlichen Genehmigungen und Formalitäten erfüllt waren, um sie in Königsberg, der Ruhestätte des alten Grafen, beizusetzen. Die Gruft wurde damals geöffnet, grundlegend renoviert, die noch gut erhaltenen Särge in die Kapelle gestellt. So fand dann

auch die damals noch junge Gräfin ihre letzte Ruhestätte. Nun ist die Gruft geschlossen, die Toten dürften wohl nicht mehr in ihrer Ruhe gestört werden, die unruhige Welt wird über sie hinwegschreiten. Leider besitzen wir kein Bild vor dem ersten Brand des Schlosses.

Josef Rotter

Neutitschein, die Hauptstadt des Kuhländchens

Die Sage von der Entstehung der Stadt Neutitschein enthält keine Hinweise auf die Zeit der Gründung. Die Stadt muß aber schon im 13. Jahrhundert bestanden haben, wenn auch noch nicht als Stadt. Im Jahre 1315 muß Neutitschein aber schon Stadt gewesen sein, denn in diesem Jahre verließ ihr König Johann die „Mauth“. Im Jahre 1373 schenkte ihr Lack von Krawarz das halbe Wappen seines Geschlechtes, das seither das Stadtwappen von Neutitschein ist. Im Jahre 1501 kaufte die Stadt von den Brüdern Viktorin und Georg von Zierotin auf Fulnek ein am Marktplatz gelegenes Haus, um es als Rathaus zu verwenden. Von größter Bedeutung für die Stadt war das Jahr 1558, in welchem sie von Johann d. Aelteren von Zierotin nicht nur ihre Freiheit, sondern auch die Herrschaft Neutitschein nebst dem Städtchen Stramberg und 11 Dörfern für die Summe von 39 000 fl. mähr., wie auch von Johann Balthasar von Czetrys die Dörfer Senfleben und Reimlich erkaufte, worauf sie Kaiser Ferdinand im Jahre 1560 in seinen Schutz aufnahm. Kaiser Maximilian II. erließ ihr im Jahre 1574 die der königlichen Kammer gehörigen eingezogenen Steuern. Kaiser Rudolf II. bestätigte im Jahre 1577 der Stadt alle ihre Gerechtsame und ebenso Kaiser Matthias II. im Jahre 1610. Dadurch gelangte die Stadt zu einem solchen Wohlstande, daß sie im Jahre 1603 dem Kaiser Rudolf 19 142 fl. rh., den mährischen Ständen im Jahre 1620 einen Betrag von 2000 fl., 1621 abermals 2700 fl. und dem Kaiser Ferdinand II. im selben Jahre 12 000 fl. mähr. leihen konnte.

Der 30jährige Krieg jedoch setzte der Stadt hart zu. Durch das Geschlecht der Zierotine gefördert, hatte die protestantische Lehre schon während des 16. Jahrhunderts im Kuhländchen schnellen Eingang gefunden. Schon im Jahre 1531 mußte die Stadtpfarrkirche protestantischen Predigern überlassen werden. Als nächste Auswirkung der Schlacht am Weißen Berge verlor die Stadt ihr ganzes Vermögen und auch die meisten Stadtrechte. Im Zuge der Gegenreformation wurde die Stadt im Jahre 1624 dem durch Kaiser Ferdinand II. bei der Hochschule in Olmütz errichteten und von Jesuiten verwalteten Konvikte unterstellt. Dieses Untertänigkeitsverhältnis löste erst

die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1775 auf und zwar mit Rücksichtnahme darauf, daß die Stadt im Jahre 1621 dem Kaiser Ferdinand II. 12 000 fl. geliehen hatte. In den Jahren 1621 und 1623 brandschatzte General Dohna die Stadt und erpreßte von ihr 6000 schles. Th. Im Jahre 1626 war es der Mansfelder, der die Stadt brandschatzte und im Jahre 1627 überfiel der Herzog von Jägerndorf die Stadt, weil die in der Stadt Neutitschein damals gelegenen spanischen Hilfstruppen des Kaisers am 17. Juli in Radun dort liegenden Söldnern des Herzogs eine Fahne abgenommen hatten. Der Herzog ließ alle drei Fähnlein der Spanier niedermetzeln und schenkte nur dem einen Fähnlein Deutscher das Leben. Ueber dem Massengrab der niedergemetzelten Spanier (Neapolitaner) wurde später eine Kapelle, die sogenannte spanische Kapelle errichtet. Im Jahre 1642 mußte Neutitschein große Abgaben an die in Olmütz liegenden Schweden entrichten und im Jahre 1645 plünderte der General Königsmark mit seinen Schweden die Stadt. Der Fleiß der Bürger führte die Stadt bald wieder zum Wohlstand, trotzdem sie von elementaren Katastrophen, wie großen Bränden und Epidemien, nicht verschont blieb.

Schon während des Mittelalters war das Zunftwesen in Neutitschein hoch entwickelt. In jener Zeit waren die Neutitscheiner Schmiede- und Riemwaren sehr begehrt. Im 17. Jahrhundert wurde dann die Tucherzeugung nach flämischer Art heimisch und die Herstellung leichter Kutschierwägelchen (Pritschkas oder Neutitscheiner) machte den Namen der Stadt weithin bekannt. Dazu kam dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Herstellung von Hüten bester Qualität und aller Art, die den eigentlichen Ruf der Stadt begründete. Neutitschein blieb der Tuch- und Hutmacherei treu und brachte es in diesen beiden Gewerbebezügen bis zu einer gewissen Vollendung. Die Neutitscheiner Tuche und Hüte waren in aller Welt bekannt und begehrt.

Die Stadt, am Titschbach, einem Nebenbach und ungefähr 35 km von der Oderquelle entfernt gelegen, war bis zur Vertreibung der Deutschen der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt des Kuhländchens. Auch sie zeigt, wie alle Kuhländler

Städte, die typische Form einer Gründung auf grünem Rasen, d. h. eine planmäßige Gesamtanlage mit einem quadratischen oder rechteckigen Stadtplatz, von dem die angrenzenden Gassen im rechten Winkel abzweigen. Die Stadt Neutitschein hat sich ihren schönen Stadtplatz am besten zu wahren gewußt. An allen vier Platzseiten, wie auch in den abzweigenden Straßen und Gassen, bestehen bis heute noch herausgebaute Lauben, es sind die Häuser der 45 einst brauberechtigten Schankbürger. In der Mitte des „Ringes“, wie der Stadtplatz ehemals bezeichnet wurde, stand bis 1590 das alte schankbürgerliche Bräuhaus. Heute steht an dessen Stelle eine Marienbildsäule, deren Errichtung auf das Jahr 1710 zurückgeht.

Park mit dem Schiller-Denkmal, der Mendel-Park mit dem Mendel- und Eichendorff-Denkmal, der Naturpark am Steinberg umgeben die Stadt. Turn- und Sporthallen und Sportplätze standen der Jugend in ausreichendem Maße zur Verfügung und ein auch den stärksten Anforderungen gewachsenes Krankenhaus nahm die Kranken des Kreises auf. An dieser Stelle sei auch der Gründung des Deutschen Turnvereins in Neutitschein im Jahre 1862 gedacht, der in diesem Jahre sein 100. Wiegenfest begehen würde, wenn wir noch in der Heimat wären. Er zählte zu den ältesten Turnvereinen der ehemaligen österr.-ungar. Monarchie.

Aus der ehemaligen Buch- und Kunsthandlung



*Der Stadtplatz
mit Rathaus
in Neutitschein*

Es gibt nur wenige Städte, in denen sich die Lauben so vollkommen erhalten haben wie in Neutitschein. Bis zum Jahre 1760 waren sie aus Holz, dann wurden sie durch schwere Gewölbebauten ersetzt.

Das Schloß in Neutitschein (siehe Abschnitt Burgen und Schlösser dieser Festschrift!)

Nach dem Verlust des gesamten Vermögens im Jahre 1624 erhielt die Stadt das Schankbürgerhaus Nr. 1 für Ratszwecke zugewiesen, das allerdings erst durch den völligen Umbau nach den Plänen des Architekten Dipl.-Ing. Kubiens im Jahre 1930 ein würdiges Rathaus wurde.

Im Jahre 1854 wurde Neutitschein Kreisstadt. Damit rückte sie in den Mittelpunkt des mährischen Teiles des Kuhländchens. Aus der noch im 18. Jahrhundert mittelalterlich aussehenden Stadt wurde in wenigen Jahrzehnten jene schmucke, mit allen neuzeitlichen Anlagen versehene Hauptstadt des Kuhländchens, wie sie uns noch in Erinnerung ist. Gut gepflegte Parkanlagen, wie der Schiller-

J. N. Enders entwickelte sich im Laufe weniger Jahrzehnte eine der leistungsfähigsten Buchdruckereien des Landes Mähren. Es gab wohl keine Sparte des Buch- und Kunstdruckes, die durch diese Druckerei nicht entsprechend gepflegt worden wäre, zeigt aber gleichzeitig auch das große Interesse der Kuhländler Menschen für Bücher auf, denn es bestanden neben dieser Druckerei noch je eine in den Städten Odrau (Koch) und Wagstadt (Kleppich). Demgemäß hatte Neutitschein, wie auch alle anderen deutschen Städte des Kuhländchens, eine sehr umfangreiche öffentliche Stadtbücherei mit Lesehalle und einem Vortragssaal. Dem Beispiel der Hauptstadt folgten bald auch die Landgemeinden und es gab im ganzen Kuhländchen wohl keine Gemeinde, die nicht ihre Gemeindebücherei hatte.

Sehenswert für die Kuhländler, aber auch für auswärtige Gäste war das Kuhländler Heimatmuseum in Neutitschein, das dem Besucher die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des

Ländchens aufzeigte. Es war das Verdienst des langjährigen und letzten deutschen Bürgermeisters der Stadt Neutitschein, Dr. Ernst Schollich, daß er durch den Rückkauf des Theresianischen Schlosses für die Stadt dem Kuhländler Heimatmuseum jene würdigen Räume schenkte, auf die es Jahrzehnte hindurch verzichten mußte. Wir Kuhländler sind glücklich, unter uns in der Vertreibung heute noch den langjährigen und letzten Betreuer des Kuhländler Heimatmuseums, Herrn Dipl.-Ing. Gustav Sumpf, zu haben, der trotz seines hohen Alters in seiner Wahlheimat Fulda (Hessen) ein Kuhländler Heimatarchiv aufgebaut hat, für das wir ihm zu großem Dank verpflichtet sind.

Die Fürsorge der Stadt um ihre alten und siechen Mitbürger mußte nicht erst durch gesetzliche Bestimmungen erzwungen werden. Die Geschichte des Bürgerversorgungshauses in Neutitschein reicht bis in das Jahr 1624 zurück und das städtische Siechenhaus und mehrere Altersheime, die schon vor vielen Jahrzehnten errichtet wurden, sei es durch die Stadt oder als Stiftungen wohlhabender Bürger, bezeugen die Einstellung der Neutitscheiner zu ihren hilfsbedürftigen Mitbürgern auch schon in früheren Zeiten. Das „Haus des Kindes“ bezeugte, daß die Fürsorge der Stadt auch für die kleinsten ihrer Mitbürger sorgte.

Neutitschein war vor allem auch eine Schulstadt. Als Hauptstadt des Kuhländchens konnte das auch gar nicht anders sein. Die Schulhäuser zählten zu den schönsten Bauten der Stadt und waren mit den neuzeitlichsten schulischen Einrichtungen ausgestattet. Ebenso sorgten die Neutitscheiner jederzeit für ihre Kirchen.

Zwar hatte die Stadt kein eigenes Theaterhaus, doch waren die geräumigen Vereinshausäle und eine Freilichtbühne für diese Zwecke gut geeignet und wurden daher auch gerne von Wanderbühnen größerer Städte aufgesucht, die in Neutitschein immer ein dankbares Theaterpublikum vorfanden.

Einige Minuten von Neutitschein entfernt, an der Kaiserstraße nach Freiberg, liegt das Schwefelbad mit seinen Schwefelheilquellen, in welchem alljährlich viele Gäste Heilung suchten. Am nahen Beskidenrande gelegen, war Neutitschein der Ausgangspunkt für größere Wanderungen sowohl in die Berge der Beskiden als auch in das Sudetengebirge.

Wo aber leben heute die 13 486 Menschen, die nach der Volkszählung im Mai 1939 in Neutitschein wohnten? Der größte Teil von ihnen hat in der Bundesrepublik Deutschland eine neue Heimat gefunden. Ein beträchtlicher Teil wurde aber auch in die Ostzone ausgesiedelt. Viele der Heimatvertriebenen aus Neutitschein haben bald nach der gewaltsamen Vertreibung aus der Heimat die Auswanderung nach den nordischen Ländern und nach Uebersee vorgezogen und leben heute in Schweden, Kanada, USA, Brasilien, Argentinien und Australien. Sie alle aber fühlen sich auch heute noch auf das engste verbunden mit ihrer alten Heimat, halten durch einen regen Schriftwechsel die alte Gemeinschaft mit ihren ehemaligen Mitbürgern aufrecht und wo in aller Welt Neutitscheiner eine neue Heimat gefunden haben, pflegen sie die alte Gemeinschaft in der Erinnerung an einstige glücklichere Tage in regelmäßigen Zusammenkünften.

E. T.

Wagstadt

In der Reihe der planmäßig im Kuhländchen (Ostsudetenland) angelegten Städte gehört Wagstadt zu den jüngeren Gründungen, denn es ist erst um das Jahr 1300 entstanden. Immerhin ergibt sich daraus eine mehr als 650jährige schicksalsreiche Vergangenheit.

Ueber die Gründung selbst fehlt jeder urkundliche Nachweis. Sicher ist nur, daß Wok von Krawarz die neue Siedlung zur Stadt erhob und daß sie nach ihm Wockenstath hieß, woraus später Wogstadt und schließlich Wagstadt wurde.

Die Erbauer der Stadt kamen zweifellos aus Franken und waren Ackerbürger, die neben der Landwirtschaft auch Gewerbe und Handel betrieben. Sie besaßen nach dem deutschen Rechte Privilegien, die bis in die Gegenwart bestanden. In Schlesien war seit 1211 das Magdeburger Recht verbreitet, die Stadt Leobschütz war der Oberhof für das Troppauische und Jägerndorfische, also

auch für Wagstadt. Hier wurden in zweifelhaften Fällen Rechtsbelehrungen eingeholt.

Um die junge Stadt lebensfähig zu erhalten und ihre Entwicklung zu fördern, verkaufte der Gutsherr Drslaw von Krawarz den getreuen Bürgern der Wockenstadt im Jahre 1371 das Höfchen, d. i. ein Landbesitz von etwa 180 ha, für 10 Mark Silber mährischer Rechnung, die Mark zu 64 Groschen. Diesen Grundbesitz behielt die Stadt in ihrem Eigentum ungeschmälert bis zur Vertreibung. Wenige Jahre nach diesem Kauf begannen die Bürger mit dem Bau einer Stadtbefestigung. Die innere Stadt wurde mit einer starken Mauer und tiefen Wallgräben umgeben und nur zwei Tore, das Ober- und das Niedertor, gewährten Einlaß in die Stadt. Der Gutsherr Benesch von Krawarz, Kämmerer des böhmischen Königs, unterstützte dabei seine Bürger, indem er ihnen 1383 den Anfall, d. i. das Recht, erblos gewordene Güter einzuziehen,



Wagstadt (Teilansicht)

und anderes Sterbegut für 100 Mark Prager Groschen verkaufte. Diesen Betrag ließ er den Bürgern zur Vollendung der im Bau befindlichen Stadtmauer. Durch die Herren von Krawarz erfuhr also die Stadt eine mächtige Förderung. Ueberdies war sie dadurch im Vorteil, daß die Krawarze den Hussiten freundlich gegenüberstanden und ihr Besitz von den Zerstörungen durch die hussitischen Kriegshorden verschont blieb.

Zu erwähnen ist noch, daß die Stadt von dem Geschlecht der Krawarze auch ihr Wappen erhielt, das ein silbernes Wurfeisen auf rotem Grunde aufweist.

Den Herren von Krawarz folgten die Füllsteine und diesen 1552 das Rittergeschlecht der Praschma. Unter letzteren wurde Wagstadt fast vollständig lutherisch. Es war eine Zeit des Fortschritts, die bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges anhielt. Der Gutsherr baute ein neues Schloß, die Gemeinde ein neues Rathaus und die Pfarrkirche einen neuen Kirchturm. Das wirtschaftliche Leben der Bürger konnte sich frei entwickeln, Gewerbe und Handel blühten.

Die Brandschatzungen und Plünderungen im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges, namentlich durch die Schweden, hatten eine Verarmung und Verschuldung der Stadt zur Folge und es vergingen Jahrzehnte, bis wieder halbwegs geordnete Verhältnisse eintraten und das Volk sich von den ausgestandenen Qualen erholte.

Mittlerweile war der im Zuge der Gegenreformation eingezogene Praschmas Besitz ins Eigen-

tum der Familie Sedlnitzky von Choltitz übergegangen, die bis zur Vertreibung vom Schlosse Wagstadt aus die ausgedehnten Güter verwaltete.

Ein schweres Unglück traf die Stadt am 13. April 1729. An diesem Tage entstand in der Webergasse ein Brand, der in kurzer Zeit 49 Häuser, darunter auch das Rathaus und das Schloß, vernichtete. Im Rathaus wurde das Stadtarchiv, ausgenommen die Grundbücher und die Stadtprivilegien, ein Raub der Flammen. Das Schloß blieb seit der Zeit im obersten Stockwerk unausgebaut.

Auch die Schlesischen Kriege und der Siebenjährige Krieg legten der Stadt schwere Opfer auf. Bald aber behoben Fleiß und Ausdauer die Kriegsschäden und die Stadt wurde wieder von reger Tätigkeit auf allen gewerblichen Gebieten beherrscht. So finden wir 1805 in Wagstadt 150 Tuchmacher, 120 Leinweber, 55 Schuhmacher, 21 Kürschner neben anderen Handwerken. In der Zeit der Napoleonischen Kriege gehörte Wagstadt zu jenen Städten, die die größten Kontingente an Militärtüchern zu liefern hatten. Die Menge der erzeugten Tuche und ihre Güte verschafften der Stadt einen vorzüglichen Ruf als Tuchmacherstadt.

Durch die Einführung der Maschinen und namentlich der Dampfkraft vollzog sich um 1825 die Umwandlung der gewerblichen zur fabrikmäßigen Erzeugung. In verhältnismäßig kurzer Zeit arbeiteten in Wagstadt einige Tuchfabriken. Die Kriege 1848 und 1849 brachten aber den Verlust wichtiger Absatzgebiete und damit eine Geschäftsstockung, die zwar 1855 durch Militärlieferungen wieder be-

hoben wurde, durch den unglücklichen Ausgang des Feldzuges 1859 aber zum vollständigen Niedergang der Tuchindustrie führte. Eine Fabrik nach der anderen stellte ihren Betrieb ein, an die Stelle der Tucherzeugung traten aber andere Industrien, in denen die arbeitslosen Tuchmacher wieder einen Broterwerb fanden. Die größte Bedeutung erlangte die Knopferzeugung der Firma Matthias Salcher & Söhne, die in ständiger Entwicklung bis zu einem Weltunternehmen heranwuchs. Sie wurde durch ständige Erweiterung eine der größten Knopf- und Metallwarenfabriken nicht nur der Tschechei, sondern ganz Europas. Dem hochentwickelten Wirtschaftsleben entsprachen selbstverständlich auch zeitgemäße kulturelle Einrichtungen. Namentlich das Schulwesen war vorbildlich ausgebaut. Außer den verschiedenen Schularten von der Volksschule bis zur Oberschule sorgten eine reichhaltige Gemeindebücherei, ein Bezirksbildungsausschuß mit

lebhafter Vortragstätigkeit und ein Heimatmuseum für die geistige Betreuung der Bevölkerung.

Die Kriegereignisse der letzten Tage machten die Stadt zum Kriegsschauplatz und fügten ihr schwere Verluste zu. Durch Bombenangriffe und Artilleriebeschuß sanken zahlreiche Gebäude in Trümmer und auch das Schloß wurde zur Ruine. Die aus der Evakuierung zurückkehrende deutsche Bevölkerung wurde von den Tschechen registriert, Männer und Frauen wurden zur Zwangsarbeit herangezogen. Im Frühjahr 1946 begann die Aussiedlung mit dem zugelassenen 50-kg-Gepäck je Person. Alte Familienbande wurden zerrissen. Die Eingliederung in die neue Heimat erfolgte unter großen Schwierigkeiten. Vielen, vor allem den älteren, fiel sie begreiflicherweise recht schwer, kann aber heute als zum größten Teil gelungen bezeichnet werden.

Emil Jelonek

Odrau

Geschichtlicher Rückblick

Odrau als Perle des Odertales, die erste Stadt an der jungen Oder, blickt auf eine bewegte Geschichte zurück. Die Umgebung von Odrau war schon Jahrhunderte vor Beginn der christlichen Zeitrechnung bewohnt. Dafür spricht die bedeutungsvolle Lage der Stadt in der Nähe der sogenannten „Bernsteinstraße“, die schon in grauer Vorzeit die Ostseeländer mit der Donaueggen verband.

Vor dem Mongoleneinfall bestand an Stelle des heutigen Odrau eine Ansiedlung Winanow (Wihnanow), die 1241 ein Raub der Flammen wurde. Deutsche Einwanderer besiedelten in der Folgezeit den Odergau, wo von deutschen Herrengeschlechtern die Burgen Helfenstein, Titschein, Stramberg, Hochwald, Fulnek, Wigstein usw. aufgeführt wurden. In dieser Zeit entstand die Oderburg, die Odrau den Namen gab. Die ersten Besitzer waren die Herren von Sternberg, unter denen die Pfarrei (1373) in Odrau entstand. Die Stadt war stark befestigt und mit steinernen Mauern umgeben. Schon 1362 befreite Albert von Sternberg die Stadt vom Heimfallsrecht. Im Jahre 1406 erhielt Odrau die Jahrmärkte. Nach den Hussitenkriegen stand die Stadt unter der Herrschaft von Hyronimus von Liederau. Damals kam Odrau infolge der Grenzstreitigkeiten zwischen Mähren und Schlesien an das Letztere. Die Zierde der alten Stadt bildete das in der Mitte des Stadtplatzes um 1470 erbaute Rathaus, das nach einem Brand unter Thomas von Zwola 1515—1520 neu errichtet wurde. Im Jahre 1602 wurde die Stadt von einer Epidemie heim-

gesucht, während 1604 fast ein Drittel der Stadt durch Hochwasser und Feuer zerstört wurde. 1605 plünderten die Scharen Boczkais und Friedrich von Geißberg die Stadt. Im Dreißigjährigen Krieg teilte Odrau das Schicksal der Städte des Kuhländchens und wurde arg verwüstet. Besitzer der Herrschaft war damals Schebor von Praschma. Im Siebenjährigen Krieg sowie im Bayerischen Erbfolgekrieg hatte Odrau viel Leid zu ertragen. 1795 wurde das Rathaus renoviert und die Laubengänge gebaut. Im Jahre 1628 war der letzte Pastor in Odrau tätig. Mit dem Dekret vom Jahre 1628 wurde auch die Aufhebung der Religionsfreiheit angeordnet und den Altkatholiken bedeutet, sich binnen 6 Monaten zur katholischen Kirche zu bekehren.

Im Jahre 1769 wurde vom Grafen Lichnowsky das Schloß umgebaut. 1781 war das Jahr der Aufhebung der Leibeigenschaft. 1833 errichtete die Besitzerin der Herrschaft Odrau, Landgräfin Charlotte Fürstenberg, das Krankenhaus und hat sich durch weitere wohlthätige Zwecke ein bleibendes Denkmal in der Bevölkerung gesetzt. 1849 wurde das Patrimonialgericht aufgehoben, an dessen Stelle das Bezirksgericht trat. Aus bisher ungeklärten Gründen wurde 1863 das herrliche Rathaus abgetragen. Aber nun begann auch der eigentliche Aufschwung in kultureller Hinsicht. Nach der Gründung des Männergesangvereins (1851) wurden wenig später weitere 10 gemeinnützige Vereine ins Leben gerufen.

Hingebettet ins liebliche Odertal, eingerahmt

von einem Kranz bewaldeter Höhenzüge, gewährt die Stadt von allen Seiten das reizende Bild eines beliebten Ausflugsortes. Die Stadt zählte mit der Kolonie Sternfeld fast 5000 Einwohner und war eine der gewerbetätigsten Städte des Landes. Noch 1868 waren über 200 Tuchweber hier vorhanden. Besonders ist aber der Aufschwung der weithin bekannten Gummiwarenindustrie zu er-

Böhm geschaffene Freibad der Stadt Odrau zu erwähnen, das mit seinen Einrichtungen und Ausmaßen zu den schönsten und modernsten in Schlesien gehörte. 1934 wurde auch die Frage der Wasserversorgung endgültig gelöst, nachdem es auch hier gelang, durch eine kostspielige Tiefbohrung ein weitverzweigtes Wasserleitungsnetz zu schaffen. Der Einbau einer chirurgischen Abteilung mit



Odrau

wähnen, denn aus dem anfänglich kleinen Betrieb erwuchs innerhalb kurzer Zeit eine der bedeutendsten Gummiwarenfabriken, in der bis zu 2000 Menschen Arbeit und Brot fanden. Eines weitverbreiteten Rufes erfreuten sich die 1873 in Wien prämierten Odrauer Pfeifen. Auch die Seiden- und Tuchwarenindustrie hatte einen besonderen Namen. Den klimatischen Verhältnissen, andererseits der herrlichen Lage verdankte die Stadt ihren ausgezeichneten Ruf als Sommerfrische.

Die markantesten Gebäude der deutschen Stadt sind das an der Stelle der alten Oderburg gelegene 700jährige Schloß und die im Jahre 1932 fertiggestellte deutsche Volks- und Bürgerschule, welche eine der größten und modernsten des gesamten Sudetenlandes war. Die Ausführung des Schulbauvorhabens fiel in die Zeit der drückenden Wirtschaftskrise 1930/32. Große Schwierigkeiten waren zu überwinden und es bedurfte der äußersten Kraftanstrengung, um das begonnene Werk zu vollenden. Aber trotz allem stand das neue Schulgebäude 1932 fertig da. Alle Räume waren wohl ausgestattet und zeitgemäß eingerichtet. Die Odrauer waren auf ihre Schule nicht wenig stolz, mit Recht, stand doch im ganzen Land kaum ein Schulhaus, das den Vergleich mit der Odrauer Schule aushalten konnte. Ebenso ist das unter der Amtszeit des damaligen Bürgermeisters Edmund

Röntgenanlage brachte in dieser Zeit auch dem hiesigen Krankenhaus einen wesentlichen Fortschritt. Viel geschah für die Verbesserung der Straßen und Plätze. Bei der Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse ist besonders der feste Zusammenschluß der Landwirte und Bauern in der landwirtschaftlichen Genossenschaft bemerkenswert. Kaufleute und Gewerbetreibende hatten Anlaß zu mancherlei Klagen. Neuerrichtete Geschäfte traten mit den alten in Wettbewerb, verschiedene, im tschechischen Gebiete beheimatete Firmen gründeten Verkaufsstellen in Odrau und begannen einen Konkurrenzkampf auf politischer Ebene. Die deutschen Handels- und Gewerbetreibenden mußten schon tüchtig auf Posten sein, wenn sie bei dem Existenzkämpfe nicht unterliegen wollten. Und wenn hier das Geschichtsbild einer schönen Odstadt nur gestreift wurde, so muß festgestellt werden, daß auf Jahre des Niederganges immer wieder Jahre des Aufschwungs folgten. Gewerbe, Handwerk und Landwirtschaft entwickelten sich immer wieder zu neuer Blüte. Durch die in der Stadt ansässigen Betriebe und Unternehmen war es möglich, vielen Hunderten von Menschen Arbeit und Verdienst zu geben, so daß auch die Grundlage für einen bescheidenen Wohlstand der Bevölkerung geschaffen war.

Aus dieser seit Jahrhunderten angestammten Heimat wurden im Jahre 1946 und später deren Bewohner auf brutale Art und Weise vertrieben. Ein Großteil der Landsleute dieser Stadt wurde in den Ländern der Bundesrepublik Deutschland sess-

haft gemacht, während ein kleiner Teil in die DDR kam. Etwa 5 Prozent leben in Oesterreich, Schweden, Schweiz, USA, Südamerika und Australien.

Gerhard Jokesch

Fulnek

Weg einer Stadt aus dem Dunkel des Ursprungs zur Gegenwart

Wie bei allen Städten und selbst den meisten Dorfsiedlungen des Kuhländchens hüllt sich auch der Ursprung der Stadt Fulnek in ein bisher unerforschtes geschichtliches Dunkel, ja, nicht einmal der Name selbst konnte eine nachweisliche Deutung erfahren. Während ihn die einen auf das im 13. Jahrhundert zugezogene niederdeutsche Geschlecht der Füllsteiner zurückführen, sind andere der Meinung, daß sich die Bezeichnung von Pfuhl (Pfahl) — Eck ableitet, da das sumpfige Gebiet die ersten Siedlungen als Pfahlbauten vermuten läßt. Am wahrscheinlichsten dünkt die Ableitung von der Sage der Füllenweide, die hier bestanden haben soll, und da der Schloßberg hier gleich einer Ecke ins Tal ragt, sprach man von der Füllenecke, woraus sich der Name Fulnek gebildet haben könnte.

Zwei bedeutende Heimatforscher des Kuhländchens, Gustav Beck und Stephan Weigel, sonst in ihren Ansichten oft gegenteiliger Meinung, sind sich in der Annahme darüber einig, daß das Gebiet um Fulnek schon im 4. oder 3. Jahrhundert vor Christi bevölkert war. Die Forschung aber hält sich nur an handfeste Nachweise und die sind lediglich in Urkunden gegeben. Als erste der Kuhländler Städte erscheint Fulnek in zwei Urkunden des Jahres 1293, aus denen ersichtlich ist, daß der damalige Besitzer des Gebietes, Ulrich von Lichtenburg, in Tyrn und Eilowitz neue Erbrichter einsetzt bzw. ihnen die Erbgerichte verkauft. Aus diesen Urkunden, die für das westliche Kuhländchen von großer Bedeutung sind, weil darin eine ganze Reihe von Dörfern erscheint, geht weiter hervor, daß Fulnek damals bereits eine Stadt mit geordneter Verwaltung, Schöffengericht und Kirche mit Pfarrer war. Da diese Entwicklung Jahrzehnte in Anspruch genommen haben muß, ist Fulnek viel älter, als wir aus den Urkunden schließen.

Der Ort lag an der alten Handelsstraße, die von Weißkirchen nach Troppau führte, und gehörte zum Grätzer Burgbann. Ursprünglich wird wohl nur ein Wachturm, ein sogenannter Lugaus-Posten, auf dem Schloßberg, von dem sich eine weite Fernsicht erschließt, gestanden haben, der sich dann zu einem festen Stützpunkt und schließlich zu einer Burg erweiterte, die bis zum Jahre 1801 bestand und mit deren Geschick die Stadt durch all die Jahrhunderte unlöslich verbunden war.

Alle Merkmale der Stadtlage — der weiträumige quadratische Platz, die senkrecht einfallenden Straßen, die Lage der Kirche — weisen nebst anderen Kennzeichen darauf hin, daß die Stadt als solche gegründet wurde und nicht etwa aus einer ländlichen Siedlung entstand. Auch die seit jeher zur Stadt gehörende, verhältnismäßig kleine Ackerflur sowie die Nachbarschaft großer Dörfer mit ausgedehntem Grundbesitz kann als ein Beweis dafür betrachtet werden, daß die Bevölkerung Fulneks weniger in der Landwirtschaft als im Gewerbe und Handel Beschäftigung finden sollte. So werden die Tuchmacher hier bereits im 14. Jahrhundert erwähnt und der Drechslermeister Adam Storzer soll 1530 nach einem Muster aus Breslau die ersten Spinnräder Mährens hergestellt haben.



Rathaus

Die Tuchmacherei entwickelte sich in Fulnek zu außerordentlicher Bedeutung und bildete durch Jahrhunderte den Haupterwerb der Stadtbewohner. Das Absatzgebiet lag im Süden: Wien, Budapest wie überhaupt Ungarn, ferner Triest, die Lombardei mit Mailand, Teile der Schweiz, aber auch das näherliegende Galizien war Aufnahme-land. Einen Höhepunkt erreichte die Tucherzeugung im 18. Jahrhundert, als (1772) die Stadt mit 381 Häusern 2771 Einwohner zählte, von denen nicht weniger als 300 Tuchmachermeister jährlich tausende Stücke „ordinäre und mittelfeine Tücher“ den Märkten zuführten. Im Jahre 1794 werden 8000 Stücke, um 1810 bereits 20 000 Stücke genannt. Im 19. Jahrhundert löste dann die Industrie die Hausweberei ab, aber bis zum Schicksalsjahre 1945 blieb die Tradition des Textilfaches in einer Tuch- und Modewarenfabrik, die besonders den Orient belieferte, in einer Seidenbandweberei und in einer Möbelstoff- und Teppicherzeugung der Stadt verhaftet.

Im Laufe der Jahrhunderte wechselte die Herrschaft vielfach. Der bereits erwähnte Ulrich von Lichtenburg verfeindete sich mit dem König Johann von Luxemburg und der Streit ging so weit, daß der König im Jahre 1316 persönlich nach Fulnek kam, den Lichtenburger als Rebell enteignete und mit dem Besitz das in Mähren und Schlesien reich begüterte Geschlecht der Krawarsche begabte. Die Herren von Krawarsch förderten die Stadt bis zu ihrem Aussterben (1434) human und wohlwollend. Das Wappen ihres Geschlechtes, ein weißer Pfeil im roten Feld, ist heute noch im Stadtwappen von Fulnek enthalten, erscheint aber auch in denen der Städte Wagstadt, Neutitschein und Stramberg. 1475 erwarb der wohlhabende Johann von Zierotin die Herrschaft und ließ Schloß und Stadt Fulnek nebst zwanzig Dörfern in die Olmützer Landtafel eintragen, wodurch der ganze Besitz an Mähren kam. Weitere nennenswerte Besitzer sind die Grafen von Würben und die Freiherren von Badenfeld.

In kirchlicher Hinsicht ist für die Stadt das 1389 begründete Augustiner-Chorherrenstift von Bedeutung, welches bis 1784 bestand. Der Probst war zugleich Pfarrer in Fulnek. Die ursprüngliche Kirche auf dem Schloßbergabhang, den Heiligen Philipp und Jakob geweiht, brannte 1695 durch ein im Augustinerkloster ausgebrochenes Feuer nebst 45 Stadthäusern ab. So wurde das letzte bedeutende Werk des Klosters die Erbauung der neuen, der hl. Dreifaltigkeit geweihten Barockkirche (anstelle der alten) durch den Baumeister Nikolaus Thalherr. Sie gehört zu den prächtigsten Gotteshäusern Mährens und erstand in den Jahren 1748 bis 1760. Thalherr verstand es, das Presbyterium der alten Kirche und den Kreuzgang, der zu den ältesten noch bestehenden Bauwerken des Kuh-

ländchens überhaupt gehört, kunstvoll mit dem Neubau zu verbinden.

Fulnek war aber auch durch Jahrhunderte ein Stützpunkt der Mährischen Brüder, jener Glaubensgemeinschaft, die als „Brüderunität“ in die Geschichte eingegangen ist. Diese Brüdergemeinde besaß hier seit 1483 ein Bet- und Brüderhaus, „Sammlung“ benannt, ein in seinen Grundzügen gotisches Bauwerk, das heute noch besteht.

Die Mährischen Brüder standen in einem starken Gegensatz zur katholischen Religion. Nachdem Luthers Bruch mit Rom offenkundig geworden war, zogen im Jahre 1526 drei Fulneker Bürger nach Eisenach, um mit ihm über den Anschluß der Mährischen Brüder an seine Glaubensbewegung zu verhandeln. Die Aussprache führte zwar zu keinem Erfolg, doch ist ein Urteil des Reformators erwähnenswert, das er in einer öffentlichen Vorlesung (1539) aussprach: „Seit der Apostelzeit war keine Gemeinde der apostolischen so ähnlich in Lehre und Einrichtungen, wie die der Mährischen Brüder“. Wenn Martin Luther, damals im Zenith seines Lebens stehend, einen solchen Ausspruch tat, ist daraus immerhin die weite Geltung der Brüderunität ersichtlich.

Zu den namhaftesten Männern, die für die Brüdergemeinde in Fulnek wirkten, zählten Michael Weiße, der durch sein 1531 erschienenes Brüdergesangbuch bekanntgeworden ist, sowie der Pädagoge Johann Amos Comenius. Letzterer war in Fulnek von 1618 bis 1621 als Pastor und Schullektor tätig, mußte aber nach der Schlacht am Weißen Berge, als Fulnek von spanischen Söldnern besetzt wurde, fliehen. Seine wertvolle Bücherei ist öffentlich auf dem Stadtplatz verbrannt worden, er aber trug die Fackel der Schulreform in einem bewegten Wanderleben durch ganz Europa, bis ihm in Amsterdam der Tod die Ruhe schenkte, die ihm im Leben versagt blieb. In der „Sammlung“ war bis zum Jahre 1945 ein Altersheim untergebracht und das Gotteshaus der hl. Vilgefortis geweiht. Heute soll die ganze Anlage zu einem Comenius-Museum umgewandelt worden sein.

Auf dem Wege durch die Jahrhunderte hatte das Städtchen manchen Sturm auszuhalten. Die Husiten plünderten es wiederholt, im Dreißigjährigen Krieg hielten es die Schweden von 1643 bis 1650 besetzt. Sie sind nicht gerade lebenswürdig mit der Bevölkerung verfahren. Dem Feuer fielen große Werte zum Opfer, wie uns die Brandchronik überliefert. Eine furchtbare Feuersbrunst, die am 5. April, dem Ostersonntag des Jahres 1801, ausbrach, vernichtete die gesamte Schloßanlage, 29 Häuser der Niedervorstadt und 18 gefüllte Scheunen.

Dem kunstverständigen damaligen Besitzer der Herrschaft, dem Reichsritter Karl Czeike von Badenfeld, ist es zu danken, daß der niedergebrannte

Herrensitz nicht das Schicksal aller Burgen der Umgebung teilte und zu einer Ruine verfiel. Er begann sofort mit dem Neubau und ließ drei Seiten des alten, ehemals quadratisch angelegten Schlosses, die durch den Brand sehr gelitten hatten, niederreißen und dafür das sogenannte Neue Schloß erbauen. Dieser langgestreckte Barockbau wird von zwei Rondellen flankiert und in der Mitte von nochmals zwei gleichen Rundbauten unterbrochen, die auf den Grundmauern ehemaliger Befestigungstürme ruhen. Der Blick auf die etwa fünfzig Fenster breite Front des unteren Schlosses mit dem über sein Dach hinwegschauenden alten Schloßgebäude, das ein schöngeformter Uhrturm krönt, gehört zu den eindrucksvollsten Bildern unserer Heimat.

Im Mai 1945 überrollte die Ostfront das Städtchen. Im Gefolge der russischen Truppen zogen die Tschechen ein und plünderten die bis auf wenige Einwohner entvölkerte Stadt vollkommen aus. Mit

Lastwagen brachten sie allen Hausrat fort, aber nicht genug daran, zündeten sie — wie nachher Augenzeugen berichteten — die ausgeraubten Häuser noch an und ließen täglich einige bis auf den Grund niederbrennen. Durch diese Barbarei wurde der ganze Kern der Stadt ein Opfer fanatischer Vernichtungswut, indem 136 Häuser, darunter alle vier Fronten des Stadtplatzes und bis auf eine sämtliche der einmündenden Straßen vollständig niederbrannten. So endete die vielhundertjährige Geschichte des Herzstückes unserer Stadt in einer brutalen Niedertracht.

Vermögen diese kurzen Hinweise auch nur in kleinen Ueberblicken den wechselvollen Weg der Stadt darzustellen, so ist in ihnen doch das pulsierende Leben ihrer Vergangenheit kenntlich und sie spiegelt sich als ein mächtiger Stein im Mosaik der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte unserer Heimat, der aus dem Gesamtbild ihrer Entwicklung nicht wegzudenken ist.

Fritz Eichler

Freiberg bei Neutitschein

(lat. Priborium, auch Freiberga)

Ernst Tiletzke

Freiberg dürfte eine der ältesten Städte des Kuhländchens sein und schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bestanden haben. Bei der Abtragung des großen Chores der Stadtpfarrkirche stieß man auf ein bemaltes Brett mit der Jahreszahl 1178. In den Jahren von 1250 bis 1260 kaufte der damalige Bischof von Olmütz, Bruno von Schaumburg, die Burg und Herrschaft Hochwald (Hukewald) von Franko von Hukewagh für die Kirche in Olmütz. Wenige Jahre später wurde dem Verkäufer der westliche Teil des Herrschaftsbesitzes samt Freiberg als Lehen überlassen. Von da ab nannte sich Frank „Comes de Vriburg“ (Freiberg). Als solcher verließ er das Patronat der Kirche in Freiberg mit der Pfarre und den rings um die Stadt gelegenen Wäldern dem Stifte Welehrad behufs Gründung eines neuen Dorfes in diesem Gebiete. Nach seinem Tode rissen jedoch seine beiden Söhne und Erben Bludo und Heinrich (Comitis de Friburch) die Schenkung an sich, gaben sie aber im Jahre 1272 wieder dem Stifte zurück mit der Bedingung, daß in dem neu gegründeten Dorf Theoderichsdorf (Wieterschkowitz) wenigstens zwei oder drei Stiftsbrüder zu verbleiben hätten, die für sie beten sollten. In einer Urkunde vom Jahre 1302 bestätigten sie dieses neugegründete Dorf als Theoderichsdorf (das heutige Wieterschkowitz). Sie verfügten, daß die Bewohner dieses Dorfes in Freiberg „geurteilt“ werden sollen. Im Jahre 1577

kaufte die Stadt von den Schwestern Anna Katharina und Susanne, geb. von Bobolusk, vermählte von Tetauer, um 1700 mähr. fl. das Dorf Nikelsdorf (Weska) und die Veste mit Hof Petrowitz. 1615 schenkte der Kardinal Franz von Dietrichstein der Stadt das Wappen und zwar die zwei Dietrichstein'schen Messer und darüber die drei silbernen Kegel in rotem Feld. Während des Dreißigjährigen Krieges stand die Stadt treu zum Kardinal und verteidigte die Burg Hochwald, die durch ihre Mithilfe gehalten werden konnte. Diesen Beistand mußte die Stadt allerdings mit der völligen Verwüstung bezahlen. Aus dieser Zeit stammt der Spruch: „Brieg, Freiberg und Brünn machen die Schweden dünn“.

Die Namensbezeichnung Priborensis (lat.) bedeutet „die neben den Trümmern erbaute“ und deutet auf die völlige Zerstörung der alten Stadt, die ursprünglich etwas westlicher des heutigen Freibergs stand, durch die Mongolen hin. Zum Stadtbereich gehörten ehemals die obere und untere Vorstadt und der Vorort Benediktendorf (Benatek), bis dann durch den Kauf vom Jahre 1577 Nikelsdorf (Weska) als Vorort dazukam.

Die Stadt Freiberg, am Lubinaflusse und an der Kaiserstraße Wien—Krakau gelegen, zeigt in ihrer Anlage das gleiche Stadtbild wie alle anderen Städte des Kuhländchens. Ein regelmäßiger vier-



Freiberg bei Neutitschein

eckiger großer Stadtplatz, an dem die mit Lauben versehenen alten Bürgerhäuser und das Rathaus stehen. An der Nordseite fehlen allerdings schon die Laubengänge. In der Mitte des Stadtplatzes die steinerne Marienbildsäule und der Stadtbrunnen erinnern an ähnliche Wahrzeichen der anderen Kuhländler Städte. Bedingt durch die hügelige Lage der Stadt, ist der Stadtplatz nicht so eben wie die der anderen Städte.

Am 20. Mai 1604 stiftete Bischof Karl Graf von Lichtenstein mit einem Fond von 20 000 fl. das Piaristen-Kollegium in Freiberg, das bis zum Jahre 1774 ein Gymnasium unterhielt. Nach dessen Auflösung bestand nur noch eine Hauptschule. Im Jahre 1807 jedoch wurde das Gymnasium wieder errichtet und 1832 endgültig aufgelöst. Die Stadt erhielt dafür eine Trivialschule und eine dreiklassige deutsche Volksschule.

Königsberg

Josef Rotter

Viele und wertvolle Funde aus der jüngeren Steinzeit, die in und um Königsberg ausgegraben wurden und sich im Museum in Mährisch-Ostrau befinden, sind Zeugen dafür, daß sich auch schon in jener grauen Vorzeit dort menschliche Siedlungsstätten befanden. Ebenso befinden sich in demselben Museum Funde aus der germanischen Siedlungszeit bis ungefähr 400 n. Chr. Da die Bodensenke an der Oder in jener Zeit sumpfiges und von dichten Wäldern überzogenes Ueberschwemmungsgebiet war, lockte wahrscheinlich das höhergelegene Gelände um Königsberg immer wieder Siedler an, die in den dichten Wäldern der Umgebung und

Das alte Bürgertum war sehr stark mit der Landwirtschaft verbunden. Darum waren im alten Freiberg auch jene Gewerbszweige besonders entwickelt, die mit der Landwirtschaft in engstem Zusammenhang standen. Die Schmiede, Wagner, Riemer, Seiler, Faßbinder und Schuhmacher lieferten ihre Erzeugnisse auch weit über die Stadtgrenze hinaus. Daneben entwickelte sich im späteren Mittelalter die Tuchmacherei wie in den meisten anderen Städten des Kuhländchens. Der Absatz der Tucherzeugnisse wurde durch den Bau der Kaiserstraße, die durch die Stadt führte und in diesem Teilabschnitt im Jahre 1785 fertiggestellt wurde, außerordentlich begünstigt. Der Hauptabsatzmarkt verlagerte sich von da ab nach Galizien. Aus der ursprünglich handwerklichen Erzeugung entwickelte sich eine namhafte Tuchindustrie, die aber durch den Ausgang des ersten Weltkrieges zugrunde ging. An deren Stelle trat die Strumpferzeugung und Wirkwarenfertigung. Die Strumpfwarenfabrik A. Reiser in Klogsdorf bei Freiberg mit ihren Tochterbetrieben im In- und Ausland gehörte zu den größten der CSR. Aus dem ehemaligen Landstädtchen war schon zu Beginn dieses Jahrhunderts eine Industriestadt geworden und nur noch einige alte Holzscheunen an der Kaiserstraße nach Neutitschein erinnerten noch an jene Zeit bürgerlicher Behäbigkeit und Wohlhabenheit. Aber auch sie sind verschwunden und mußten Siedlungshäusern mit schmucken Gärten Platz machen.

den fischreichen Gewässern genügend Nahrung fanden. Nach dem Ende des alten römischen Weltreiches und dem Versiegen der Quellen römischer Geschichtsschreibung teilte auch dieses Gebiet das Schicksal mit den Ländern Böhmen, Mähren und Schlesien, durch fast drei Jahrhunderte in der Geschichte nicht mehr genannt zu werden, bis eine deutsche Geschichtsschreibung einsetzte und diese Länder wieder in den Vordergrund der Geschichte rückte. Fest steht, daß in jenen 300 Jahren slawische Völkerschaften in die ehemaligen germanischen Siedlungsräume dieser Länder einsickerten, weil die nach der Völkerwanderung zurückgeblie-

benen germanischen Volkstumsreste wahrscheinlich zu schwach waren, um die nachdrängenden Slawen abzuwehren.

In einer Urkunde aus dem Jahre 1208 wird ein Graf Arnold von Hukeswagen genannt, der fränkischer, nach anderen Deutungen rheinischer Herkunft war und im Dienste der Przemyslidenkönige stand. Er schuf ein gewaltiges Siedlungswerk im Kuhländchen, baute bestehende Siedlungen aus, legte in sie deutsche Besatzungen. Auch Königsberg, in früheren Urkunden Kienberg genannt, wurde im Rahmen seines Siedlungswerkes damals ausgebaut. Da er gleichzeitig mit der Christianisierung beauftragt war, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß zu jener Zeit die Siedler dieser Gegend noch heidnisch waren. Dieses Siedlungswerk des Grafen Arnold wurde aber durch den Mongoleneinfall nach der Schlacht bei Liegnitz am 9. April 1241 vernichtet und mit ihm auch die Siedler, soweit sie sich nicht in den dichten Wäldern zu retten vermochten. Der Graf scheint im Kampfe gegen die Mongolen gefallen zu sein, da er nach 1241 in keiner Urkunde mehr erwähnt wird.

Die zweite Besiedlung nach dem endgültigen Abzug der Mongolen fällt in den Rahmen des großen Siedlungswerkes des Bischofs Bruno von Olmütz, eines gebürtigen Niedersachsen, unter König Wenzel I. und seines großen Sohnes Ottokar II., also in die Zeit von ungefähr 1250 bis zum Aussterben der Przemysliden im Jahre 1306. Ob Königsberg durch die Mongolen gänzlich zerstört und daher neu aufgebaut oder nur weiter ausgebaut wurde, ist nicht beurkundet. So wie die Lokatoren jedem Siedler die Grundstücke in den städtischen Anlagen zuteilten, wurde auch im Ortsteil Polanka zu beiden Seiten des Baches das große Reihendorf angelegt, das noch heute Zeuge deutscher Gründerzeit ist. Aus jener Zeit stammt auch das Blücher'sche Schloß in Polanka, das nach Anlage und Bauart noch zu unserer Zeit so erhalten war, wie es einst gebaut wurde. Niemals umgebaut, höchstens zugebaut, stark vernachlässigt und in einzelnen Teilen schon verfallen.

Auch die Anlage des Schlosses in Königsberg stammt aus der zweiten Siedlungsperiode nach 1250. Die alte Schloßmauer begrenzte einen engen Raum, unter dem Schloß befand sich ein unterirdischer Gang, der vom Keller ausging und in den Wäldern beim Chmelnik endete. Ein Fluchtweg bei Überfällen in die tiefen Wälder. Der Gang ist heute noch erhalten.

Nun trat etwas Ruhe in der Entwicklungsgeschichte unserer Heimat ein. Der deutsche Charakter von Königsberg-Polanka blieb erhalten, bis die Hussitenkriege (1419—1434) einen gewaltigen Rückschlag brachten. Im Raume von Ostrau wütete der Feldhauptmann J. Capek und zog plün-

dernd, mordend und brennend durch die Umgebung. Teile der deutschen Bevölkerung wurden vertrieben, das Eigentum wurde ihnen weggenommen.

Gegen Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts kam das Kuhländchen und auch Königsberg größtenteils in den Besitz der Herren von Krawarz. Nach dem Aussterben dieses Geschlechtes anfangs des 16. Jahrhunderts kam Königsberg in den Besitz der Herren Bzenetz von Markwartowitz und nach dem Tode des Christoph Bzenetz im Jahre 1600 erbte Johann d. Aeltere Wilczek, Freiherr von Hultschin und Guttenland, die Stadt Königsberg. Alle diese Grundherren drückten der Stadt ihren Stempel auf, ihre Gebeine ruhen unter dem Hauptaltar der Kirche oder um dieselbe. Nach 1713 wurde die Kapelle mit der Gruft angebaut, der Friedhof allmählich aufgelassen und vor die Stadtmauern verlegt, wo er noch heute ist.

Daß Königsberg eine alte deutsche Gründung ist, dafür zeugen am deutlichsten die Laubengänge um den Marktplatz, die allerdings nur noch auf der Südseite erhalten waren, da die der anderen drei Seiten früheren Bränden zum Opfer fielen und nicht mehr aufgebaut wurden. An mehreren Häusern des Marktplatzes waren die ehemaligen Laubengänge deutlich erkennbar.

Die Entwicklung der Stadt wurde durch Kriege oft gestört und im Jahre 1880 ging die deutsche Mehrheit verloren. Die Schulen waren bis 1884 ultraquistisch, dann tschedisch. Im gleichen Jahre wurde vom Deutschen Schulverein eine deutsche Schule eröffnet, gleichzeitig auch ein deutscher Kindergarten und eine deutsche Fortbildungsschule. Im Jahre 1910 erhielt die tschedische Schule durch einen Anbau eine Bürgerschule. Im Jahre 1901 wurde in dem nahezu ganz deutschen Ortsteil Josefsdorf eine einklassige tschedische Schule eröffnet, im Jahre 1910 eine zweijährige Landwirtschaftsschule mit einer Haushaltungsschule für Mädchen.

Nach dem ersten Weltkrieg fielen alle deutschen Schulen der tschedischen Willkür zum Opfer. Es verblieb lediglich eine einklassige deutsche Schule.

Im vergangenen Jahrhundert entwickelte sich Gewerbe und Handwerk in beachtlichem Ausmaße. Eine Bandfabrik, die allerdings nach der Jahrhundertwende aufgelassen wurde, eine Lederwarenfabrik, die besonders für den Export arbeitete, und ein Peitschenherstellungsbetrieb auf maschineller Grundlage, der einzige dieser Art im späteren Sudetengau, sowie eine Möbelfabrik gaben vielen Einwohnern Arbeit und Brot. Die Spiritusbrennerei, früher an das Gut (die Domäne) angeschlossen, wurde später in einen Genossenschaftsbetrieb umgewandelt. Bedeutend waren auch die Erzeugnisse der Schuhmacherei, die auf den damaligen großen Märkten ihren Absatz fanden. Gewerbe



Königsberg (Ostsudetenland)

Das Wirtschaftsleben

Handwerkliches Können, gefördert durch ein geordnetes Zunftwesen während des Mittelalters, hatten zum Aufblühen der Kuhländler Städte wesentlich beigetragen. Viele der ursprünglich handwerklichen Betriebe fanden rechtzeitig den An-

schluß an die industrielle Entwicklung, ohne aber den bäuerlichen Charakter des Kuhländchens zu verwischen. Trotz namhafter Industrien blieb das Kuhländchen bis zur Vertreibung der Deutschen deutsches Bauernland.

Die Landwirtschaft

Durch die Tat Hans Kudlichs, des „Bauernbefreiers“, im Geschehen der Märzrevolution des Jahres 1848 waren auch im Kuhländchen die letzten Zwangsfesseln für den bäuerlichen Berufsstand gefallen. Wohl wissend, daß mit der Erlangung der Unabhängigkeit von einer jahrhundertelangen grundherrlichen Untertänigkeit Rückstände nachzuholen waren, die niemals durch Einzelleistungen aufgeholt werden konnten, entschied sich das Kuhländler Bauerntum für jenen Zusammenschluß auf allen Gebieten des ländlichen Wirtschaftslebens, durch welchen eine wirtschaftliche Unabhängigkeit gewährleistet schien. Im Jahre 1886 wurde in der Kuhländler Gemeinde Klein-Petersdorf bei Odrau eine Raiffeisenkasse gegründet, welche zugleich die erste in der österr.-ung. Doppelmonarchie war und für den Gemeinschaftsgeist

des Kuhländler Bauerntums ein deutlicher Beweis war. In wenigen Jahrzehnten war das Kuhländchen mit einem dichten Netz landwirtschaftlicher Genossenschaften aller Art überzogen und damit die wirtschaftliche Unabhängigkeit gesichert. Der fortschrittliche Geist des Kuhländler Bauerntums aber fand seinen Ausdruck in dem unaufhaltsamen Drängen nach Schaffung einer landwirtschaftlichen Lehranstalt, in der sich vor allem der bäuerliche Nachwuchs das geistige Rüstzeug holen sollte. Diese Bemühungen wurden durch die Errichtung der Höheren Landwirtschaftsschule in Söhle bei Neutitschein belohnt. Diese Landwirtschaftsschule mit acht Semestern und Abiturabschluß war die einzige dieser Art in weitem Umkreis und auch von Nichtkuhländlern aus der weiteren Umgebung besucht.

E. T.

Höhere Landwirtschaftsschule in Neutitschein

Dr. W. Dörrich

Im Jahre 1864 errichtete der Kuhländler landwirtschaftliche Verein zu Neutitschein im Einvernehmen mit der Stadtgemeinde Neutitschein einen

einjährigen landwirtschaftlichen Lehrkurs, um Bauernsöhnen theoretischen und praktischen Unterricht in der Landwirtschaft zu vermitteln. Schon

nach wenigen Jahren ging man daran, diesen einjährigen Lehrkurs zu erweitern. Dem rührigen Kuhländler landwirtschaftlichen Verein gelang es, die mährische Landesvertretung dafür zu interessieren und es wurde im Jahre 1867 in Söhle eine zweijährige Ackerbauschule ins Leben gerufen; sie war die erste landwirtschaftliche Schule mit deutscher Unterrichtssprache in Mähren.

Die Schule selbst wurde im Meierhof des Theresianischen Fondsgutes Neutitschein untergebracht. Gebäude und Grundstücke im Ausmaß von 18 ha wurden von dem genannten Verein gepachtet. Die Erhaltung und Ausstattung der Schule sowie die Entlohnung der Lehrkräfte machte dem Gründer der Schule stets Schwierigkeiten, die durch Zuschüsse vom Staat und Land behoben werden konnten.

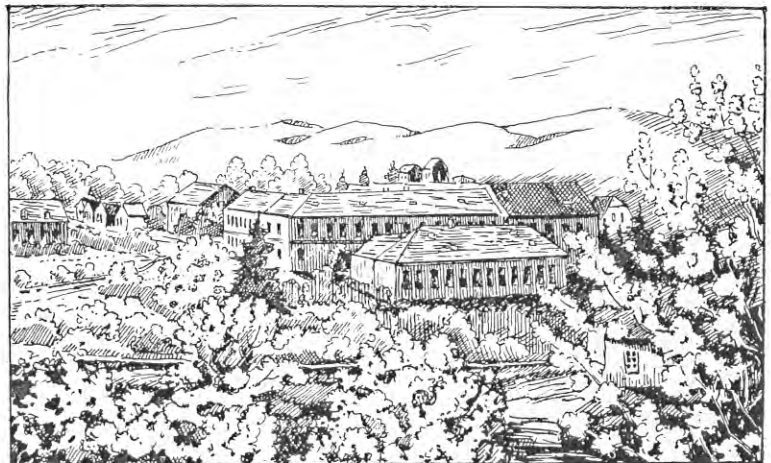
In dieser Zeit beschloß der mährische Landtag zwei landwirtschaftliche Mittelschulen mit dreijähriger Unterrichtsdauer zu errichten. Die eine Mittelschule sollte deutsche, die andere tschechische Unterrichtssprache haben. Dem Kuhländler landwirtschaftlichen Verein gelang es, daß die bestehende Ackerbauschule zu Neutitschein im Jahre 1875 in eine landwirtschaftliche Mittelschule umgewandelt wurde.

Am 12. Oktober 1875 wurde die neue „Landwirtschaftliche Mittelschule“ eröffnet. Sie unterstand mit ihren Lehrern unmittelbar dem mährischen Landesausschuß in Brünn. Die Leitung erhielt der bisherige Direktor der Ackerbauschule KG. Kolb. Die Grundstücksfläche wurde durch Hinzupachtung auf 37 ha vergrößert. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte wurden Wirtschafts- und Schulaulichkeiten zum Teil umgebaut oder durch Errichtung neuer Gebäude bedeutend erweitert. Der bestehende alte Gebäudekomplex wurde aufgestockt und von Jahr zu Jahr neue Institutsgebäude

nach dem Pavillonsystem errichtet. Es entstanden das chemische Laboratorium, das landwirtschaftliche Laboratorium mit Samenkontrollstation und nachdem im Jahre 1902 die gleichfalls auf der „Schulinsel“ bestehende landwirtschaftliche Winterschule von Neutitschein nach Zauchtel verlegt worden war (die verwaisten Gebäude gingen durch Schenkung des Kuhländler landwirtschaftlichen Vereins in den Besitz der landwirtschaftlichen Mittelschule über), wurde in den Räumen der aufgelassenen Schule die Zootechnische Abteilung untergebracht. Im gleichen Jahre, 1903, erhielt die mathematisch-technische Abteilung ihr eigenes Gebäude. Mit der Errichtung einer Maschinenhalle in Verbindung mit einer kleinen Molkerei und einem Arbeitsraum für die Pflanzenbauabteilung sowie durch andere umfangreiche bauliche Maßnahmen an den Wirtschaftsgebäuden wurde der gesamte landwirtschaftliche Institutsbetrieb vorbildlich ausgestattet.

Im Jahre 1920 wurde der Name der Schule geändert. Die alte Bezeichnung „Landwirtschaftliche Landesmittelschule“ wurde in „Höhere landwirtschaftliche Landesschule“ abgeändert, die Unterrichtsdauer auf vier Jahre verlängert. Im Jahre 1931 wurde die Außerstätigkeit des Lehrkörpers verstärkt und an der Schule eine Wirtschaftsberatungsstelle offiziell eingeführt. Von nun ab führte die Schule die Bezeichnung „Höhere landwirtschaftliche Landesschule und Wirtschaftsberatungsstelle in Neutitschein“. Eine weitere Namensänderung erfuhr dann die Lehranstalt nach ihrer Uebernahme durch das Ministerium für Landwirtschaft in Prag. Im Jahre 1938 führte die Schule die Bezeichnung „Staatliche Höhere Landwirtschaftliche Schule in Neutitschein“. Als im Oktober 1938 das Sudetenland an das Deutsche Reich angeschlossen worden war, wurde die Schule über

*Höhere Landwirtschaftl. Landesschule
und Wirtschafts-
beratungsstelle in
Neutitschein-Söhle
1875—1938*



Anordnung des Gauleiters Konrad Henlein nach Troppau verlegt und in dem Prachtbau der tschechischen „Staatlichen Höheren Landwirtschaftlichen Masarykschule“ untergebracht. Fortan führte die Schule die Bezeichnung „Höhere Landwirtschaftsschule in Troppau“. In Verbindung mit ihr war das 205 ha große Schulgut „Klippelshof“.

Während die Schule in verwaltungstechnischer Hinsicht dem Gau Sudetenland unterstellt wurde, war die Lehranstalt in pädagogischer Hinsicht und auch die Lehrkräfte dem Reichsminister für Erziehung und Volksbildung in Berlin unterstellt. Mit dem Zusammenbruch im Jahre 1945 fand auch die Höhere Landwirtschaftsschule ihr Ende.

Die Höhere Landwirtschaftsschule Neutitschein-Troppau hat während ihres 70jährigen Bestehens

rund 1500 Absolventen ausgebildet, an die 1000 aus Mähren, etwa 200 aus Böhmen und aus der Slowakei; der Rest (rund 300) kam aus dem näheren und fernerem Ausland.

Wenngleich ein Teil der Absolventen in berufsfremde Stellung ging, so blieb doch der weitaus größte Teil berufstreu. Diese Absolventen übernahmen den eigenen landwirtschaftlichen Betrieb oder wurden Beamte in landwirtschaftlichen Betrieben und errangen an leitenden Stellen oftmals hohen Einfluß. Ein nicht unerheblicher Teil widmete sich dem landwirtschaftlichen Beratungsdienst oder wandte sich dem landwirtschaftlichen Lehrfach zu. Sie alle waren Treuhänder volksernährender Heimatscholle und zeitlebens tätig zur Ehre und zur Festigung des Bauernstandes.

Die Viehzucht

Die besondere Sorgfalt galt dem Kuhländler Bauern auch schon in früheren Zeiten der Viehzucht und zwar ganz besonders der Rinderzucht. Schon zur Zeit seiner Untertänigkeit hatten die

Gutsherrschaften durch Auswahl- und Kreuzungszucht einen Rinderschlag herausgezüchtet, der beachtlich in seiner Milchleistung war. Als dann der Bauer seine wirtschaftliche Unabhängigkeit erlangt hatte, nahm er die Züchtung in eigene Hände. Anlässlich der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 wurde man auf die beachtlichen Leistungen sowohl, als auch auf die Gleichmäßigkeit in Form und Farbe der ausgestellten Rinder aufmerksam. Es wurde bei dieser Gelegenheit der Typ des Kuhländler Rinderschlages mit dem ihm eigenen Merkmale herausgestellt. Von da ab gingen jährlich viele Zuchtstücke ins Ausland und Milchkühe in die Wiener Abmelkwirtschaften. Die Heimat trug nun erst mit Berechtigung den Namen Kuhländchen.



Eine Kuhländler Zuchttherde auf der Weide

Handwerk und Industrie

Fleiß, handwerkliches Können und kaufmännische Umsicht haben im Kuhländchen Industriebetriebe geschaffen, von denen einige weit über die engere Heimat bekannt waren, ja sogar Welt Ruf hatten. Das handwerklich betriebene Tuch- und Hutmachergewerbe war schon während des Mittelalters beachtenswert. Neutitschein war eine Hut- und Tuchmacherstadt. Sie hat diese Tradition bis zur Vertreibung der Deutschen getreulich bewahrt.

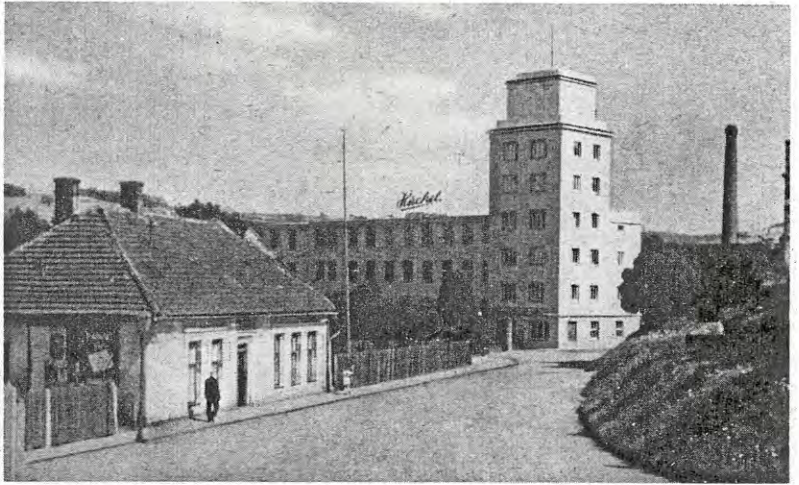
Die Hückel'sche Hutfabrik, aus einem rein handwerklichen Betrieb entstanden, hatte Welt Ruf. Ihre Erzeugnisse gehörten zu den besten der Welt. Ob es der amerikanische Gentleman mit dem Zylinderhut oder der türkische Soldat mit seinem roten

Fez war, sie trugen auf dem Haupte Erzeugnisse der Hutfabriken Hückel oder Peschel in Neutitschein. Beide ehemaligen Neutitscheiner Firmen haben auch heute bereits hier in Deutschland wieder Hutfabriken, Hückel in Weilheim (Oberbayern) und Peschel in Dinkelsbühl.

Die Erzeugung flämischer Tuche geht in das 17. Jahrhundert zurück. Neutitscheiner und Fulneker Tuche waren sehr begehrt und gleichwertig den Tucherzeugnissen aus Jägerndorf, Brünn und Reichenberg.

Die Strumpfwarenfabrik A. Reiser in Klagsdorf bei Freiberg mit Tochterfabriken in Tichau, Schönlinde und je einer in Jugoslawien und Ru-

*Hückel'sche
Hutfabrik
in Neutitschein*



mänien gehörte zu den größten der tschechoslowakischen Republik, ebenso die Optimitwerke in Odrau, die Gummiwaren aller Art erzeugten. Die Knopferzeugnisse der Fa. Salcher in Wagstadt waren ebenfalls weit über die Grenzen des Kuhländchens hinaus bekannt und begehrt.

Das Ländchen hatte aber auch Anteil an der Schwerindustrie. Die beiden Waggonfabriken in Botenwald und Nesselsdorf konnten mit ihrer Erzeugungskapazität nur schwer den vielen Auslandsaufträgen nachkommen.

Weltruf aber hatten die Ringhoffer Tatrawerke in Nesselsdorf. Die Kraftwagenerzeugnisse der Tatra-Werke hatten ebenfalls Weltruf und konnten einen Vergleich mit großen deutschen und ausländischen Autofirmen standhalten. War doch der luftgekühlte PKW-Motor der Tatra-Werke einer der ersten, die in Personenkraftwagen eingebaut wurden.

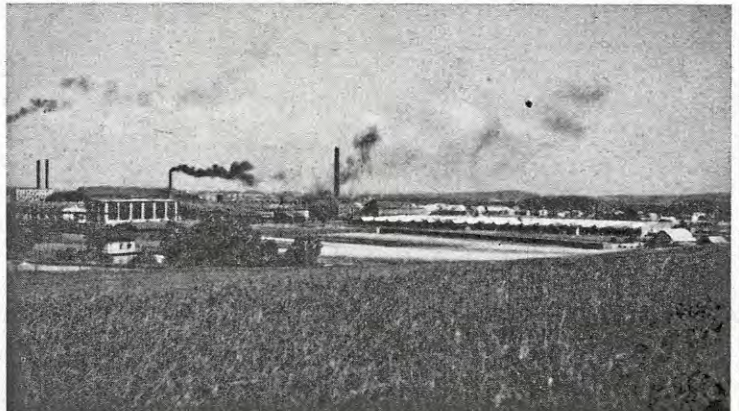
Von größter Bedeutung für das Kuhländchen sind die Kalkwerke in Stramberg. Der ganze Berg

Kotutsch, auch Oelberg genannt, besteht aus bestem Kalkstein, der sich ganz besonders für die Herstellung von edelstem Zement eignet. Die Portland-Zementwerke in unmittelbarer Nähe des Kalkwerkes, jedoch im Gemeindegebiet der Gemeinde Senftleben liegend, liefern jenen hochwertigen Zement, der besonders für Wasserbauten in hohem Maße geeignet ist.

Während des zweiten Weltkrieges wurde in der Nähe des Kalkwerkes in Stramberg ein Aluminiumwerk errichtet, das allerdings nur Roh-Aluminium erzeugte, welches zur weiteren Verarbeitung dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet zugeführt wurde.

So ergänzten sich Landwirtschaft und Industrie im Kuhländchen harmonisch zu einem Wirtschaftsgefüge, das seinen Bewohnern alles gab, was sie zum Leben brauchten. Eine Industrie, die aber den landwirtschaftlichen Charakter des Ländchens nicht verwischte und eine gesunde Landwirtschaft, welche der Industrie neue Kräfte zuführte. E. T.

*Ringhoffer Tatra-Werke
in Nesselsdorf
Waggon- und Autobau*



Das kulturelle Leben

im Kuhländchen war zu allen Zeiten sehr stark betont und zwar vielleicht schon deshalb, weil an seinen Grenzen fremdes Volkstum brandete. An alten Sitten und heimatlichem Brauchtum wurde festgehalten, Volkslied und Volkstanz fanden stärkste Beachtung. Die Kuhländler Mundart war die gebräuchlichste Umgangssprache in den Dörfern und auch die Städte hatten ihre Mundart, wenn auch schon stark mit der Schriftsprache vermischt. Die Kuhländler Volkstracht, in den Dörfern bei feierlichen Anlässen, wie z. B. bei Hochzeiten und Taufen, noch um die Zeit der letzten Jahrhundertwende häufig getragen, war in letzter Zeit nur noch bei Vereinsveranstaltungen und ähnlichen Anlässen zu sehen. Das deutsche Lied im Chor- und Volksgesang war wohl behütet und es gab keine Stadt und auch kein größeres Dorf im Kuhländchen, die nicht ihren Gesangsverein hatten. Auch das Laienspiel fand stärkste Beachtung und die meisten Städte und Dörfer hatten gut eingerichtete Laienbühnen. Musikvereine und Musikkapellen pflegten die Musik und Turn- und Sportvereine sorgten für die körperliche Ertüchtigung und Gesunderhaltung der Jugend.

Das Schulwesen stand auf einer sehr hohen Entwicklungsstufe. Die Kuhländler haben niemals den großen Lehrer und Erzieher Johann Amos Comenius, der in den Jahren 1618—1621 in Fulnek wirkte und durch die Glaubenswirren des Dreißigjährigen Krieges das Land verlassen mußte, verleugnet. Seine Aussaat war im Kuhländchen auf

fruchtbaren Boden gefallen. Schon im Jahre 1840 besaß die Hauptstadt Neutitschein eine vierklassige Hauptschule, welcher später eine Lehrerbildungsanstalt angeschlossen wurde. In Freiberg bestand um diese Zeit ein Piaristen-Untergymnasium. Als dann durch das österreichische Reichsvolksschulgesetz vom Jahre 1869 den Gemeinden die Pflicht auferlegt wurde, für geeignete Schulräume zu sorgen, zögerten die Gemeinden nicht, durch neue Schulbauten dem Geiste Comenius' Rechnung zu tragen. Neben der Kirche und dem Pfarrhaus war die Schule der schönste Bau des Ortes. In den Städten entstanden dreiklassige Bürgerschulen, die dann später zu vierklassigen ausgebaut wurden. Nach der letzten Jahrhundertwende wurden auch in größeren Landgemeinden dreiklassige Bürgerschulen errichtet, die später in sogenannte Sprengelbürgerschulen umgewandelt wurden, so daß auch die Kinder aus den kleinsten Gemeinden die Bürgerschule besuchen konnten. Gewerbliche und landwirtschaftliche Berufsschulen sorgten außerdem für die unmittelbare Weiterbildung nach der Entlassung aus der Volks- oder Bürgerschule. Zum Zeitpunkt der Vertreibung bestanden je eine achtklassige Oberschule in den Städten Neutitschein, Freiberg und Wagstadt, eine Handelsschule und eine Frauenfachschule in Neutitschein, die schon früher genannte Landwirtschaftliche Landesschule und die beiden 2semestri-gen landwirtschaftlichen Fachschulen in Zauchtel und Königsberg (Ostsudetenland).

Die Kuhländler Mundart

Hinweise und Erläuterungen

Zu den köstlichsten Kulturgütern eines Volkes, eines Volksstammes oder einer Volksgruppe gehört zweifellos die Mundart. Ragt sie doch als unverfälschtes Wahrzeichen aus grauen Vorzeiten zu uns herüber und selbst die dazwischenliegenden Jahrhunderte konnten die Mundart viel weniger verändern als Sitte und Brauchtum, da letztere durch geänderte Lebensverhältnisse, geänderte Lebensräume und die dadurch entstandenen Beeinflussungen durch Nachbarvölker manchen Wandlungen unterworfen sind. Für alle jene deutschen Volksgruppen aber, die durch Jahrhunderte mitten in der Brandung anderssprachiger Völker lebten, wie das auch bei uns Sudetendeutschen der Fall war, bildete die Mundart oft den sichersten Wall gegen das Aufgehen im fremden Volkstum. Beste Beispiele dafür waren die deutschen Volksgruppen in Rumänien, Ungarn, Jugoslawien, Südtirol

und die Sudetendeutschen. Selbst die in diesen Staaten festgesetzten Staatssprachen konnten die deutsche Mundart der betreffenden deutschen Volksgruppe und damit das deutsche Volkstum nicht vernichten. Allerdings, wer die Mundart suchen will, der darf sie nicht in Städten und schon gar nicht in großen Städten suchen wollen, denn die Städte sind der Mundart sicherer Tod. Nur weit ab vom Getriebe aller Verkehrszentren kann sie gedeihen, am reinsten erhalten in den entlegensten Dörfern und Weilern, dort aber auf das engste verknüpft mit Sitte und Brauchtum. So war es daheim und so ist es auch hier in unserer neuen Heimat. Wolle Gott, daß sie nicht eines Tages vom sogenannten modernen Leben aufgesaugt wird. Die einzelnen Stämme unseres deutschen Volkes würden um ein kostbares Gut ärmer werden.

Auf meiner unfreiwilligen Wanderung durch

Oberschlesien, Niederschlesien, Sachsen, Thüringen bis Bayern hatte ich reichlich Gelegenheit, die dort heimischen Dialekte kennen zu lernen. Was mir dabei besonders auffiel, war die verhältnismäßig sehr harte Aussprache im thüringischen, schwäbischen und bayerischen Dialekt, wenngleich im thüringischen und schwäbischen viele Wörter der gleichen Bezeichnung wie in der Kuhländler Mundart erscheinen. Daß große Aehnlichkeit zwischen dem schlesischen und dem Kuhländler Dialekt besteht, braucht wohl nicht besonders betont zu werden, zählt man ja uns Kuhländler gerne dem schlesischen Volksstamme zu.

Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, durch einige Hinweise auf unsere Kuhländler Mundart jemanden dazu anleiten zu wollen, diese zu erlernen. Eine Mundart ist kaum vollkommen zu lernen von Menschen, die nicht in der betreffenden Landschaft aufgewachsen sind oder jahrelang mit den Menschen in dieser Landschaft gelebt haben. Daß wir heute aber eine Mundart unverfälscht der Nachwelt überliefern können, verdanken wir wohl einzig und allein der Erfindung des Tonbandgerätes, das auch in unserem Falle der jungen Generation unseren heimatlichen Dialekt erhalten wird, denn selbst sprechen werden ihn in kurzer Zeit nur noch die wenigsten können, schon deshalb nicht, weil sich dazu keine Gelegenheit bietet. Unser Kuhländler Bauerntum wäre in erster Linie dazu berufen gewesen, die heimatliche Mundart, Sitte und Brauchtum auch in der Fremde zu erhalten, wenn man ihm in breitem Rahmen die Möglichkeit zur Wiederansiedlung als Bauern gegeben hätte, was leider nicht der Fall war.

Was unsere Kuhländler Mundart von vielen anderen unterscheidet, das ist vor allem die breite, fast behäbige Form der Aussprache. Die Schwierigkeit aber beruht vor allem in der Abwandlung der Selbstlaute in andere, wie wir das in der Schriftsprache nicht kennen.

Dafür einige Beispiele: Feld-Fald, rechts-rachts usw. In diesen Fällen wird aus dem a ein e oder umgekehrt. In den Wörtern Bild-Beld, links-lens wird aus dem i ein e. In anderen Wörtern wieder wird aus dem u ein o, wie z. B. in dem Wort rund-rond usw. Diese Abwandlungen in eine bestimmte Regel zu bringen, wäre ein vergebliches Bemühen, da in vielen anderen Wörtern die Selbstlaute dieselben bleiben wie in der Schriftsprache, wie z. B. in den Wörtern Hand, Land, Most, Lied, Brief, Suppe usw. Weit schwieriger aber wird die Aussprache noch, wenn ein Selbstlaut in einen anderen

abgewandelt wird, der kein uns bekannter der Schriftsprache ist, wie das bei sogar sehr vielen Wörtern der Mundart der Fall ist. Solche Laute nenne ich in der Folge offene Laute und bezeichne sie mit einem waagrechten Strich über dem betreffenden Laut und zwar ē ī ō ū. Es sind das gewissermaßen Zwischenlaute, deren Klangfarbe zwischen dem reinen e und i oder zwischen dem reinen o und u liegen. Diese Laute sind dem Entstehen nach Kehllaute, während die Reinlaute der Schriftsprache Gaumenlaute ihrer Entstehung nach sind. Dazu nun einige Beispiele: ich-īch, sich-sīch, Sohn-Sūhn, Ofen-Uw(e), Kasten-Kōst(e), Rad-Rōd. Eine weitere Schwierigkeitsstufe ist dann zu übersteigen, wenn aus einem Selbstlaut derer gar zwei werden, wie z. B. in den Wörtern: war-woer, Tor-Toer, gar-goer, Mädchen-Maedl(e), Garten-Goet(e) usw. Eine Eigenart der Kuhländler Mundart ist das Weglassen des e nach einem Mitlaut, aber so, daß der Mitlaut auch ohne das e noch hörbar ist, wie z. B. Kun(e)wald, Bot(e)wald, trinken-trenk(e), essen-ass(e). Ich habe in diesen Beispielen des Weglassens des e dasselbe in Klammern gesetzt.

Die bestimmten Artikel erscheinen in der Mundsprache verstümmelt und zwar dr für das männliche, d' für das weibliche und 's für das sächliche Geschlecht, also z. B. der Vater — dr Votr, die Mutter — d' Muttr, das Kind — 's Kend. Für alle drei unbestimmten Artikel ist der Buchstabe a zu gebrauchen, z. B. ein Mann — a Mōn, ein Weib — a Weib, ein Kind — a Kend.

Die Umlaute werden in den seltensten Fällen berücksichtigt. Sie klingen meistens als Reinlaute oder wandeln in einen anderen Reinlaut ab, wie z. B. Krähe-Kroh, süß-siß. Auch bei den Zwielaute ist es ähnlich, wie z. B. lau-lo, grau-gro, weiter-wattr, Leiter-Laetr. In vielen Wörtern bleiben sie in der Schriftspracheform erhalten, wie z. B. Sau, Maul, Teich, reich usw. Das eu und äu wird oft zu einem ei oder ai, wie z. B. Eule-Eil, Mäuschen-Meisl(e), Häuschen-Heisl(e), aber nicht immer, wie die folgenden Beispiele zeigen: Eiche-Aech, rein-raen, weich-waech, Leid-Laed.

Hingewiesen sei auch noch auf die häufigen Abschwächungen des b in ein w in der Mitte einiger Wörter, z. B. leben-law(e), sterben-staw(e) usw.

Eine besondere Eigenart in der Kuhländler Mundsprache aber ist das sogenannte geballte l nach dem a oder e. Im Gegensatz zum normalen l, das durch Auflegen der Zungenspitze an den Gaumen entsteht, durch Flachlegen der Zunge hervor-

gebracht wird, wie z. B. in den Worten Wald, Geld, kalt, bald usw.

Zum Abschluß sei noch auf einige Bezeichnungen hingewiesen, die in der Kuhländler Mundart gebräuchlich waren, für Nichtkuhländler aber kaum zu enträtseln sein dürften.

Griedl war die Bezeichnung für die Pflasterung entlang des Bauernhauses im Hof. Quetscht war die Bezeichnung für das eine Drittel der Zuwaage für Pferde- oder Kuhgespanne. Reit war die Bezeichnung für das Schäufelchen mit Stiel, das zur Reinigung der Pflugschar diente.

Bemerkt sei, daß innerhalb unserer Heimatlandschaft kleinere Unterschiede in der mundartlichen Aussprache bestanden. Aber die Unterschiede waren nicht so groß, daß man die Landsleute aus der Umgebung von Neutitschein, Odrau oder Wagstadt nicht hätte verstehen können, wenn sie in ihrer Mundart sprachen. Meinen Betrachtungen ist die Mundart der Gemeinde Partschendorf zugrunde gelegt. Kein Partschendorfer wird wohl zugeben, daß nach ihrem Dialekt die Bezeichnung „Poitschendeffer Lied“ richtig ist, da es vielmehr „Boetschndeffer Lied“ heißen müßte. Niemals nannte man in Partschendorf die Nachbargemeinde Zedlitz

so, wie es in dem genannten Lied bezeichnet ist, sondern kannte sie immer nur unter der mundartlichen Bezeichnung „Zeltz“. Daß sogar schon in Nachbargemeinden verschiedene mundartliche Bezeichnungen für ein und denselben Gegenstand oder Begriff verwendet wurden, dafür folgendes Beispiel: In Partschendorf hieß die Schürze Schiez (mit dem Zwischenlaut ie), in Sedlnitz dagegen Ketz oder draußen hieß in Partschendorf dass(e), in Sedlnitz dagegen dauss(e).

Diese Hinweise sollen nicht dem Zweck von Richtigstellungen dienen, sondern nur dartun, wie unterschiedlich die Mundartaussprache in unserer Heimatlandschaft war. Wollte man aber diese Unterschiede in den einzelnen Kreisen des Kuhländchens aufzuzeigen versuchen, würde das ein recht dickes Buch ausfüllen, da einem solchen umfassenden Werk vor allem ein Vokabular beigegeben werden müßte.

Wir Kuhländler, die wir noch unsere liebe, vertraute Mundart sprechen, wollen ihrer auch in der Zeit unserer Vertreibung niemals vergessen und vor allem bei unseren Heimattreffen sprechen, damit sie uns als wertvollstes heimatliches Kulturgut erhalten bleibt.

Ernst Tiletschke

's Boetschndeffer Lied

Zu Boetschendeff sein schien(e) Maed,
sein nie zu fend(e) weit on braet.
Die Zedlitzr Maed hön glitzrig(e) Schnier,
dan Boetschndeffer'n kemmt's Hemdl(e) avier.
Tra-la-lareralala-trala-la-la-la-lareralala,

War s'ich a Maed aus Schīnao nemmt,
dar muß s'ich dock(e) ganz vrflemmt,
a jedr will a Schīn(e) hon,
wū wamr dēnn ok die goschtig(e) hīntun.
Tra-la-lareralala-trala-la-la-la-lareralala,

Mr wan s(e) ein an Sock nei joen
on wan s(e) of a Joem(e)t troen,
mr wan s(e) ondr einandrmisch(e),
do wīd wūhl mōnchr a Goschtig(e) drwesch(e).
Tra-la-lareralala-trala-la-la-la-lareralala,

*

Bemerkungen: ē ō ū sind als offene e o u auszusprechen, ī ist als Zwischenlaut (zwischen dem i und e stehend) auszusprechen.

Trachten und Tänze

Dipl.-Ing. Gustav Stumpf

Zäh haftet der Kuhländler, wie an seiner Heimatscholle, so auch an seiner völkischen Eigenart und Sprache, Sitte, Brauch und Tanz.

Die Kuhländler Tracht,

die uns gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts zu entschwinden drohte, wurde mit Erfolg wieder gepflegt, dabei vor allem der weiblichen Tracht ein besonderes Augenmerk geschenkt. Da die alten Trachtenstücke nicht mehr ausreichten, wurde die

Anfertigung neuer Trachtenstücke in die richtigen Bahnen gelenkt.

Bei der weiblichen Tracht fallen das gestickte Oberhemd und das Miederleibchen (Broustflack genannt) in die Augen, das aus buntem Seidendamast

oder Brokat gefertigt und mit geklöppelten Silber-
spitzen besetzt ist. Das am unteren Rückenansatz
sitzende „Schietzle“, das sind fünf rot untergelegte
Bögen, ist ein besonderes Kennzeichen der Kuh-



Kuhländler Frauentracht



*Kuhländler Trachtenpaar
(Sudetend. Trachtenausstellung Augsburg 1961)*

länder weiblichen Tracht. Die Frauen trugen
weiße, aus Spitzengrund verfertigte Hauben, die
mit kleinen, weißen Streublumen, Tüpfchenmu-
stern, Ranken und dergleichen bestickt und zum
Teil rosarot unterlegt waren. Die Haube trug als
schönste Zier eine große Masche mit zwei langen

flatternden Haubenbändern.

Die Prunkstücke der Kuhländler Männertracht
sind der braune oder dunkelblaue „Schwenker“
aus grobem Tuch mit großen silbernen Knöpfen
und der Dreispitzhut. Eine Bundhose, ebenfalls
aus braunem oder dunkelblauem Tuch, und ein
weißes Kragenhemd mit einem breiten grünen
oder roten Maschenbinder vervollständigen die
Männertracht. Die rote oder grüne Weste mit den
kleinen silbernen Knöpfen ist nur ein zusätzliches
Ergänzungsstück, zumal der „Schwenker“ ge-
schlossen getragen wird. Ob dazu grobwollene
Strümpfe mit Bundschuhen oder Stiefel getragen
werden, das war auch schon in früheren Zeiten
eine Modeangelegenheit.

Die Kuhländler Tänze

hat Fritz Kubiena in meisterhafter Weise erforscht
und aufgezeichnet. Manche werden von den Tän-
zern mit Gesang begleitet. Im Kuhländchen be-
standen eben innige Zusammenhänge zwischen
Tanz und Lied. Viele dieser Tänze sind äußerst

originell, wie z. B. der Kochlöffeltanz, der auf
dem ersten Bild zu sehen ist. Tänzer und Tänze-
rinnen treten dabei, jeder mit einem Kochlöffel be-
waffnet, zum Tanze an.



*Der beliebte
Kochlöffeltanz*



*Beim Tüchletanz
sind Tüchlein das
„Handwerkszeug“*



*Kuhländler
Bauern-Mennett*

Johann Gregor Mendel

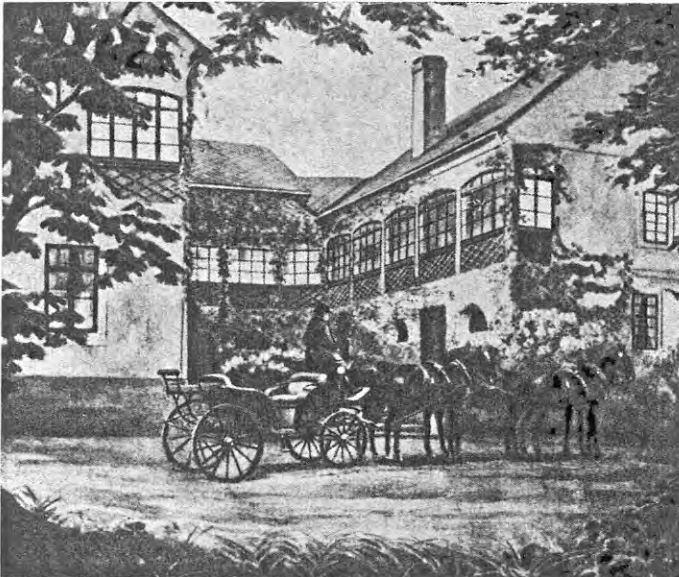
Ein weithin leuchtender Stern war im Kuhländchen aufgegangen. Am 22. Juli 1822 wurde in Heinzendorf bei Odrau Johann Gregor Mendel geboren. Er widmete sich dem geistlichen Berufsstand und trat nach Abschluß seiner Studien in das Augustinerkloster in Brünn ein. Sein Leben war aber der Erforschung der Geheimnisse der Natur zugewendet. Im stillen Klostergarten zu Brünn stellte er durch etwa 60 000 Versuche an Pflanzen jene Gesetze der Vererbung fest, die auch heute noch grundlegend für die gesamte Vererbungslehre sind. Bei seinem Tode am 6. Januar 1884 wußte er vielleicht nicht, welche Werte er mit seiner Lebensarbeit der Wissenschaft hinterließ. Das deutsche Kuhländchen aber hat seinem größten Sohne in der Hauptstadt Neutitschein ein würdiges Denkmal gesetzt, inmitten der schönsten Parkanlage, die ebenfalls seinen Namen trägt.

Bei der letzten Brüsseler Weltausstellung haben Vertreter der heutigen kommunistischen CSR es gewagt, Gregor Mendel als großen „Tschechoslowaken“ herauszustellen. Wir deutsche Kuhländler und alle Sudetendeutschen haben diesen Versuch tschechisch-kommunistischer Großmannssucht mit Empörung zur Kenntnis genommen und werden nicht ruhen, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, denn Gregor Mendel war weder Tscheche



noch ein Tschechoslowak, sondern ein deutscher Kuhländler aus dem rein deutschen Dorfe Heinzendorf und zur Zeit seines Lebens Staatsbürger der österr.-ung. Doppelmonarchie. *Ernst Tiletzke*

Josef Freiherr von Eichendorff und das Kuhländchen



Im östlichen Teile des Kuhländchens liegt in der Gemeinde Sedlnitz ein bescheidenes Schlößchen, das die meisten Kuhländler unter dem Namen „Eichendorff-Schlößchen“ kennen. Es gehörte auch einmal der Familie von Eichendorff. Einst ein hufeisenförmiger Bau, mußte der rechte Trakt wegen Bau-fälligkeit längst abgetragen werden. In diesem Schlößchen in Sedlnitz weilte Josef Freiherr von Eichendorff, der letzte und größte deutsche Romantiker, jährlich einige Wochen. Vielleicht war es dieselbe herbe östliche Landschaft wie die seiner

*Eichendorff-Schlößchen
in Sedlnitz*

Heimat Lubowitz, die ihn in das Kuhländchen führte.

Wir wissen nicht, welche seiner Dichtungen hier entstanden sind. War es „Der Taugenichts“ oder „Das Lied vom deutschen Wald“? Sie könnten beide hier entstanden sein, aber wir wissen es nicht. Sein bevorzugter Spaziergang war der in den Sedlnitzer Wald auf der Anhöhe östlich der Gemeinde. Von dieser Anhöhe aus ist ein großer Teil des Kuhländchens zu übersehen mit den Burgen und Schlössern Fulnek, Alttitschein, Stramberg und Hochwald und aus der Ferne winken im Süden die Karpaten und im Norden die Sudeten. Eine Eiche im Sedlnitzer Wald, unter welcher er gerne zu rasten pflegte, wurde als „Josefseiche“ bezeichnet und war oft das Ziel der wandernden Kuhländler Jugend.

Die Gemeinde Sedlnitz hat diesem einstigen hohen Gast ein immerwährendes Andenken bewahrt und ihm anlässlich seines 150. Geburtstages i. J. 1937 ein sinnvolles Denkmal vor dem Eichendorff-Schlößchen in Sedlnitz gesetzt.

Die Hauptstadt Neutitschein ehrte den großen deutschen Dichter, den es immer wieder in das Kuhländchen zog, durch ein Denkmal, das die Gestalt des „Taugenichts“ aus seinem gleichnamigen Werk als Motiv hat.

Ernst Tiletschke



Die Josefseiche in Sedlnitz

Prof. Franz Barwig

aus Schönau bei Neutitschein, einer der bedeutendsten sudeten-deutschen Bildhauer unserer Zeit, schuf neben anderen größeren Werken im Jahre 1929 die launige Bronzeplastik des tanzenden Bauernpaares in der Kuhländler Tracht zum Bauernbrunnen in der Mitte des Stadtplatzes in Neutitschein. Dieses Denkmal ist in der kurzen Zeit seines Bestehens nicht nur zum Wahrzeichen der Stadt Neutitschein, sondern zu dem des ganzen Kuhländchens geworden.

*Der Kuhländler
Bauernbrunnen
auf dem Stadtplatz
in Neutitschein*





Ludwigsburg, ein Schloß und eine Stadt

von Otto Rombach

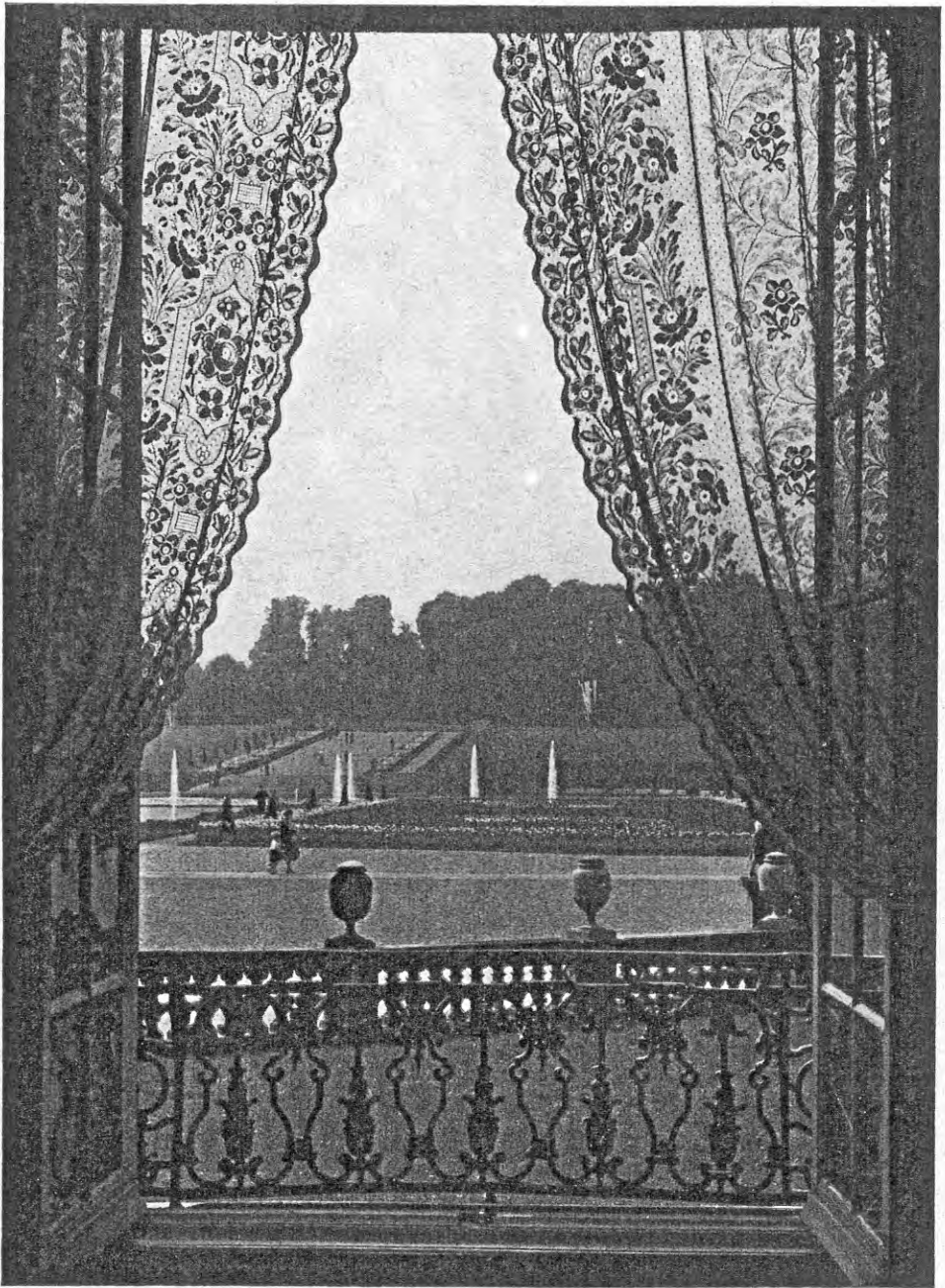
Mitten in seiner Stadt, auf dem Marktplatz mit seinen Lauben, ließ Herzog Eberhard Ludwig selbstbewußt ein Denkmal für sich errichten, eine Gestalt mit barocker Gebärde und mit dem Gesicht eines lebensbewußten, herrscherlichen Herrn. Hier, unfern von Stuttgart, war in der wellig bewegten Landschaft, die nun den Schwung von Weizenfeldern und Obstäckern trägt, ein Wald-Idyll gewesen, wie es wohl Eichendorff begeistert hätte, ein hügeliges Waldtal mit verschifften Seen und Fischteichen und mit einem gewundenen Bach, dem Tälesbach, der in den nahen Neckar strudelte. An seinen Altgewässern stuften sich die ländlichen Terrassen der Wingerte bis zu den Burgen auf den Höhen.

Aus dem Erlachhof, der an der Stelle des heutigen Schlosses lag, sollte ein Jägerhaus werden, und man könnte fast einen feineren Sinn dahinter finden, daß es ein Mann aus dem benachbarten Marbach war, dem Geburtsort Schillers, der den ersten „Riß“ dafür verfertigt hat.

Wie unter dem späteren Herrn von Ludwigsburg der junge Schiller einfach zum Feldscher gemacht werden sollte, wurde um 1700 der junge Philipp Josef Jenisch, der Theologie zu studieren dachte, durch seinen Herzog zum Architekten bestimmt. Er kehrte, nach Rom geschickt, mit den Bildern römischer Villen vor Augen, zurück und baute aus ihrem Geist auf dem Hang, unter dem man den Tälesbach stauen konnte, das „Fürstenhaus“, dem der lebensfreudige Jagd- und Bauherr entzückt seinen eigenen Namen gab, die „Ludwigsburg“.

Der Landbaumeister Jenisch wandte sich später dennoch wieder der Theologie zu und amtierte still als Ephorus in Blaubeuren, fern von dem stolzen Weltensinn, den er im Schloß im Nachtigallenwald, das er selbst mit bauen half, wohl allzu nahe erlebte. Denn für die Scharen begeisterter Gäste,

die zu Pferd und in Kutschen zum jagdlichen Hoflager kamen, genügten die Räume bald nicht mehr. Auch kannte man die französischen Schlösser und Wien oder Rastatt, wo sich der Türkenlouis weltmännisch eingerichtet hatte. Wollte man einen ähnlichen Glanz entfalten und als Hof und Fürst etwas gelten, so brauchte man größere Säle in neuen Bauten, um sich an Balletten und Theaterstückchen ergötzen zu können, auch einen Spielsaal, unter den man das größte Weinaß seiner Zeit ins Gewölbe legte; man brauchte schließlich zum Schloß des Herzogs, der bei der Gründung des „Fürstenhauses“ 27 Jahre zählte, auch eine Stadt, „da dero Hoff-Stadt bekenntlich nombreux, und die consumption groß ist“. Inzwischen hatte man allerlei Künstler gewonnen, sicher ein leichtfertig scheinendes Volk neben den schwäbischen Bauernsöhnen, die ihren Zwangsdienst abzuleisten hatten, Steinbrucharbeiten und Holzanfuhren. Unter dem Oberbaudirektor Nette, einem Genieoffizier, entstanden der Riesenbau und der Ordenssaal, die Pavillons und Galerien. Drüben, im Riesenbau, richtete Andreas Philipp Quitainer aus Prag seine Riesen auf. Hier wirkte ein Schwarm von Stukkateuren aus Italien, von denen mancher in die Baugeschichte des Schlosses einging: Frisoni, Carlone und Retti, der gleich drei Brüder aus Wien nachkommen ließ, und der Freskomaler Colomba. Unter ihnen mag Johann Jakob Mayer aus Kirchheim unter Teck echt schwäbisch wortkarg seiner Arbeit nachgegangen sein, den Jagdpavillon mit edlen Holzintarsien zu schmücken, während der Nürnberger Meister Sänger, der die gleichen Vornamen trug, das chinesische Kabinett mit verspielten, kostbaren Lackbildern zierte. Ueberall galt es, Lebensfreude durch Pracht zu erregen, Göttinnen und Bacchanten aus dem Stein zu erwecken, oder an Wände und Decken zu malen. Hier waren Putten, dort Büsten und Vasen aufzustellen. Indessen leg-



ten die Gartenmeister ihre Wasserkünste, Hecken und Broderien an.

Es war für das kleine, vom Krieg noch nicht erholte Herzogtum eine unvorstellbare Pracht und Lebenslust, die hier entfaltet wurden und die der pietistisch-frommen Denkart im ganzen Land ein

Greuel sein mußte, zumal da eine Frau im Spiele war: die Grävenitz, aus Mecklenburg gebürtig, die zwar ein kaiserliches Machtwort von der Seite des Herzogs entfernte und die zwar der Ausweisung folgte. Aber sie reiste nur in die Schweiz, um nach Wien zu gelangen und dort die Gattin des

Grafen von Würben zu werden, eines Mannes, den man zum württembergischen Landhofmeister machte, worauf sie mit Fug und Recht nach Stuttgart zurückkehren konnte, das der gefällige Herr niemals gesehen hat.

Anscheinend war sie mit ihren hinreißenden Augen unerschöpflich im Erfinden betörender Wirbel und Feste, durch die der Hof bald weithin Berühmtheit auf sich zog und wie sie der Herzog liebte. Mit seinem Herzen, das sie 25 Jahre an sich zu fesseln wußte — eine lange Zeit für eine Geliebte —, überließ er ihr sogar die Kasse, in die als bitterste Steuer die Kirchgelder flossen.

„Unsern Gruß zuvor! Liebe Getreue!“ begann der Aufruf des Herzogs, als er (1709) die Stadt zu gründen unternahm, eine von Retti und nachmals von Frisoni entworfene Stadt, deren Häuser „mit der Traufenseite zur Straße“ und deren Gärten „nicht zwischen die Häuser in die Gassen heraus, sondern hinter die Häuser“ anzulegen waren. Wirte und Bäcker waren die ersten Bürger, manchmal beides in einer Person; so manche ihrer Bäckereien mit Weinwirtschaften lebten bis in unsere Tage weiter.

Indessen hatten damals, da man den Aufruf wiederholen mußte, die Ämter und Städte des Landes je ein Haus in Ludwigsburg zu bauen, das von Anfang an mit der Verlockung guter Privilegien als zweite Residenz und als die dritte Hauptstadt vorgesehen war. Für unternehmende Geister, die vielleicht ein Etablissement errichten wollten, wurde angekündigt, daß man den „Neccar navigabel“ machen würde, und in der Tat fuhr später allwöchentlich ein Treidelschiff, von Pferden gezogen, zwischen Heilbronn und Cannstatt auf dem nahen „Neccar“, der jedoch erst neuerdings so „navigabel“ wurde, daß sich angesichts der alten Rebenberge weiße Ausflugsdampfer und dunkle Schlepper begegnen.

Immer noch wuchs das Schloß. Ihm gegenüber entstand auf einer Kuppe im Fasanengarten das Jagdschloß Favorite mit reizvoll geschwungenen Treppen, ein Anblick, wie ein Bühnensbild für eine Mozart-Oper.

Dann fand der geräumige Schloßhof, dessen Brunnen bei Festen von Rot- und Weißweinen rauschte, seinen Abschluß durch jenen mächtigen Querbau, den man im Hof zu ebener Erde betritt und im ersten Geschoß wieder zu ebener Erde verläßt, eine Flucht von Gärten mit Broderien und Fontänen, Treppen und Terrassen vor Augen. Bis zum Salonwald, wo es Vogelhäuser, gedeckte Terrassen und ein Naturtheater gab, erstreckte sich der höfische Bereich, in dem sogar bisweilen eine Zeltstadt aufgeschlagen wurde.

Aber plötzlich, als der Herzog starb, verwaiste das Schloß. Karl Alexander, der Türkenkämpfer, verlegte den Hof nach Stuttgart zurück und ließ

den Anhang der Grävenitz, darunter auch Retti und Frisoni, da sie ihren Vorteil offenbar zu weit getrieben hatten, aus ihren prächtigen Häusern holen. Anstatt der Kavalkaden von früher zogen künftig jämmerliche Trupps von Leuten in die gelähmte Stadt ein, der durch ein Zuchthaus, Waisen- und Arbeitshaus mit einer Tuchfabrik geholfen werden sollte, auch durch die Gründung einer Porzellanfabrik, deren Ofen jedoch nicht lange glühten.

Um so berauschender war der Umschwung, den der Herzog Karl Eugen brachte, Schillers Herzog, dessen Vermählungsfeier mit der schönen, aber anscheinend gefühlkalten Nichte Friedrichs II. von Preußen acht Tage in Bayreuth gedauert hatte. Man feierte die Hochzeit auch in Ludwigsburg noch eine Woche und in Stuttgart setzten sich die Feste fort. Aber acht Jahre später flüchtete die jugendliche Gattin enttäuscht zu ihrer Mutter nach Bayreuth, die einmal über den lebensstollen Schwiegersohn aus Ludwigsburg nach Potsdam berichtet hatte: „Seine Laune ist unerträglich und wechselt jeden Augenblick“.

Der Herzog, viel auf Reisen, liebte Ludwigsburg. Er ließ an der neuen Chaussee nach Stuttgart jene Linden und Kastanien pflanzen, deren hohe Alleen zur Zeit ihres Blühens und mit ihrem Goldrot im Herbst das unvergeßliche Bild zwischen Stadt und Schloß abgeben.

Unter Karl Eugen ging auch in jenem Schloß-Theater wieder der Vorhang auf, das ganz aus Holz besteht und das mit seinen Schiebekulissen erhalten blieb, eine Kostbarkeit, von der noch heute, wenn sich die Stimmen der Künstler auf dieser höfisch-putzigen Bühne erheben, die Verzauberung ihrer Zeit ausgeht. Innerhalb eines Winters ließ der theaterbegeisterte Herzog aus den Stammholz-Flößen, die über die Enz aus dem Schwarzwald kamen, außerdem ein gewaltiges Opernhaus zimmern, in dem Niclas Jomelli den Taktstock führte und Vestris auftrat, der „Tanzgott von Paris“. Aus Kopenhagen entzückte Marianne Pirker, eine Sängerin, die freilich auf den nahen Festungsberg, den Hohen-Asperg, abgeschoben wurde, auf dem man später auch den Dichter Christian Daniel Schubart einschloß, beide ihres kritischen Freimuts wegen.

Seitdem sich in Stuttgart die Stände wehrten, war Ludwigsburg erneut zur Residenz geworden. Aber nun war es bald nötig, die Stadt der Kasernen mit einer Mauer und bewachten Toren zu versehen, weil mancher Sohn des Landes auszubrechen versuchte, bevor es in fremde Dienste ging, über das afrikanische Kap bis in den indischen Dschungel.

Indessen brachte der Herzog aus Venedig zwei echte Gondolieri mit, die vor dem Schloßchen Monrepos, dem umgebauten alten Seehaus, den Zug der beleuchteten Barken anführten, während unaufhörlich Raketen in den Himmel zischten, ein-

mal zwölfhundert in einem Satz. Umsonst genoß der Hof nicht den Ruhm, obschon man in Versailles die letzten glanzvollen Jahre erlebte, der prächtigste Hof Europas zu sein. So fehlten in den Maskenzügen, die aus dem Schloß in die Stadt hinüberwogten, auch drei echte Mohren und ein Hofzwerg nicht. Der quadratische, geschmückte Marktplatz wurde mit seinen Arkaden, wenn sich der Herzog venezianisch gab, zur schwäbischen Piazza von San Marco. Eberhard Ludwig war übertrumpft.

Aber trotz der lauten Vergnügen, trotz der ungeheuerlichen Jagden, bei denen einmal Tausende von Hirschen auf der Strecke blieben, gefiel es dem Herzog auch, Künstler zur neuen Belebung der Porzellanfabrik zu gewinnen und eine Kunstschule aufzumachen, die Academie des Arts. Er gründete die erste öffentliche Bibliothek und nahm wohl

die Stadt, deren Geschichte bis dahin die Geschichte ihres Schlosses war. Nun wurden nämlich auf der neuen, von Herzog Karl Eugen gebauten Straße die Akten der Aemter wieder nach Stuttgart hineingefahren. Die Amtsleute folgten. Einwohner wanderten ab.

Endgültig war die Zeit der Feste und der „großen Consumption“ vorüber, war die Stadt, in der nur wenige Gewerbe ein Auskommen boten, sich selbst überlassen, wengleich das vielräumige Schloß, als der Herzog nach 50 Jahren Regierungszeit starb, auch seinen Nachfolgern als Sommersitz diente. Aber inzwischen hatte das Volk von Paris den Hof von Versailles und die Bastille erstürmt und den Flüchtlingen vor der Guillotine, die auch nach Württemberg kamen, folgten bald die ganz Europa durchziehenden Heere Napoleons. Sie kämpften auch nahe bei Ludwigsburg, wo Na-



kaum die insgeheimen Zügelung wahr, die sein Leben allmählich empfing, als jene Franziska von Hohenheim, die seine zweite Frau geworden ist, nach Ludwigsburg gekommen war. Das Glück der hohen Herrschaft, das sie nach Hohenheim bei Stuttgart führte, bedeutete ein neues Unglück für

poleon 1805 in einem Zimmer des Fürstenhauses ein Bündnis verlangte. Ein Jahr später wurde Württemberg zum Königreich erhoben. Dann kamen aus Rußland von den 16 000 Mann, die das Land zu stellen hatte, nur 300 wieder.

Trotz der Umwälzungen der Zeit, die nur ge-

ringe Spannen der Ruhe erlaubten, ließ aber auch König Friedrich, der gern sein Namenszeichen im Schloß verewigt sah, durch seinen Baumeister Thouret vieles verändern und neu errichten, während sein Nachfolger, Wilhelm I., aus dem Schloßpark eine Obstanlage und aus der Bärenwiese einen Exerzierplatz machen ließ. Vom Schloß ging kein Impuls mehr auf die Stadt aus, die zwar auch weiterhin Soldatenstadt geblieben und Beamtenstadt geworden ist, und die auch in den schrecklichen Kriegen unserer nahen Vergangenheit stets wieder tragische Ausmärsche sah.

In den Jahrzehnten dazwischen lag über den Alleen und dem Schloß mit seinen vergrasten Gär-

ten jene Ruhe, die verlassenen Residenzen eigen ist, bis neue Kräfte und Anstöße wirksam wurden, bis mit den ehemals zaghaft gewagten Gewerben neue Unternehmen das Gesicht der Stadt verwandeln halfen. Sie konnten, einst vom Hof abhängig, mit 60 000 Bewohnern jüngst ihr 250jähriges Bestehen feiern, und es war gleichsam ein Wendepunkt, weil nun das Schloß und seine Gärten mit einem neuen Sinn von zwar vergehendem, doch unvergänglich Blühendem belebt, dem Menschen unserer Tage gleichsam zum Geschenk geworden ist.

Von der Stadt

Nur eine Häuserzeile weit entfernt vom Marktbrunnen-Standbild des Herzogs Eberhard Ludwig trägt auf dem nächsten Platz, dem Holzmarkt, ein Obelisk vier Bronze-Reliefs zu Ehren der berühmten Männer, die in den Häusern um den Marktplatz auf die Welt gekommen sind. Obwohl sie nur Dichter oder Philosophen waren, hat jeder von ihnen in seiner Art allen Prunk und Ruhm der mächtigen Herren im Schloß überdauert, am liebenswertesten Eduard Mörike, der demütig dichtende Pfarrherr von Cleversulzbach. Hier, an der Chaussee nach Stuttgart, ist er der seltsamen schönen Fremden begegnet, die ihm die ersten großen, erschauernd schönen Gedichte um Peregrina eingab. Ueber den Platz hinüber war Justinus Kerner aufgewachsen, nachmals gastfreier Dichter, Arzt und Geisterbanner mit seiner berühmten Tafelrunde in Weinsberg. Unweit im Nachbarhaus erlebte Friedrich Theodor Vischer seine Jugend, der Verfasser der „Kritischen Gänge“, der „Auch Einer“-Vischer, den man nach seiner kühnen Antrittsvorlesung in Tübingen gleich für zwei Jahre suspendierte. Aber nicht weniger unerschrocken, als hätte die Widersprüchlichkeit der Residenz den schwäbischen Grüblergeist bestärkt, stellte sich David Friedrich Strauß, der als Kind auf den gleichen Marktplatz schaute, vor seine Deutung, die er dem „Leben Jesu“ gab.

Ueber diesen Marktplatz war Christian Daniel Schubart, der einigen Damen vom Hof Musikstunden gab und bittere Gedichte und Episteln hinwarf, jeden Sonntag, bevor er landflüchtig wurde, zum Orgeln in die Kirche gestürzt. Jahrzehnte später mochte Friedrich Silcher, der hausväterliche Meister des schwäbischen Volksliedes, abends den Platz überqueren: zum „Liederkranz“, den er gegründet hatte, zur Probe.

Aber auch dem jugendlichen Schiller, der in Ludwigsburg in die Lateinschule ging, prägten sich noch die Szenen des Hofes ein, der jenseits der langsam ansteigenden Straße mit den Kastanien

lag, eine sichtbar von der Stadt geschiedene Welt. Dafür gehörte das Haus, in dem seine Eltern wohnten, einem Hofbuchdrucker, der den später so bedeutungsreichen Namen Cotta trug.

In derselben Straße, die den Schloßbereich von der Stadt trennte, hatte der siebenjährige Wolfgang Amadeus Mozart, ein früh erkannter Genius der Musik, aus den Fenstern des „Waldhorns“ zum Schloß hinübergeblickt, dessen Herzog vereist war. Ebenfalls diesseits der Straße fand Carl Maria von Weber eine Zeitlang sein Brot als Sekretär in einem prinzlichen Stadthaus — vergebliche Begegnungen genug.

Aber neuerdings steht nun das Schloß mitsamt dem entzückenden Holztheater, in dem Karl Eugen das Wunderkind Mozart zu hören versäumte, durch seine Musikfeste oft unter dem Namen Mozart. Nichts hätte die schweren Türen des Schlosses, in dem zwar Gemälde und Archive ein Obdach fanden, befreiender öffnen, nichts hätte seine erstarrte barocke Anmut besser zu neuem Leben erwecken können als solche Musik.

So war es eine Tat gewesen, mit der eine neue Sinn-Erfüllung begann, als der Ordenssaal zur Stätte der Schloßkonzerte wurde, ein festlich verpflichtender Raum. Wenn dort mozartische Flöten und Klarinetten erklingen, wenn beim Sordino und sprühenden Strahlen der Geigen der Lichtschein über Säulen und Pilaster flimmert, wenn in den Deckengemälden die Fernen zurücktreten, so daß nur noch das Lebensvolle im gedämpften Umriss da ist, stellt sich die Ahnung und Beglückung durch das Bewahrenswerte ein: Es ist das Flüchtige, das bleibt.

Man hat jedoch auch, und fast war es überraschend, wie mit neu erweckten Sinnen das Bleibende erkannt, das in den mächtigen Trakten des Schlosses mit seinen Fluchten von Kabinetten und Sälen erhalten blieb — den Geist und die Künste vergangener Zeiten und Meister. Zu ihnen gehörten die Gartenkünstler, und es galt wohl nur, den

Gedanken und Vorsatz zu fassen, dem Schloß seinen Park zurückzugeben, um es erneut zum Atmen zu bringen. „Verschwunden sind die Gartenanlagen“, klagte Dehio, der nicht nur das Kunstwerk aus Steinen, sondern auch seine Umrahmung zu sehen wußte. „So wie wir die Architektur heute sehen, für sich allein, gibt sie keinen richtigen Eindruck; sie war mit den Gärten innig zusammenkomponiert.“ Jetzt erstanden die Gärten wieder! Und es ist das Verdienst eines Mannes, auf den man im Schwäbischen stolz sein wird, Albert Schöchle, der zu Stuttgart, still nur eine Aufgabe sehend, einen schon höchst respektablen Tiergarten schuf: der „Wilhelma“-Direktor, und der sich hier, in Ludwigsburg, die Frage stellte: „Was würde ein Mensch der Barockzeit mit heutigen Mitteln tun, um den Garten so zu gestalten, daß er zum Schmuck des Schlosses dient, daß er den Eindruck des Schlosses so steigert, wie ihn der barocke Gestalter zu steigern gewünscht hätte, ohne den Geschmack des modernen Menschen zu verletzen oder ihm zu widerstreben?“

Man sah die Leute unter den Kastanien ihre Köpfe schütteln, als vor einigen Jahren Berge von Erde abgetragen, Böschungen verschoben und neue Hügelungen aufgeworfen wurden: ein Garten wurde gebaut. Vorläufig war das Gebiet vor dem einstöckigen neuen Corps de logis ein weites, wüstes Feld, das sich im ersten Frühjahr mit dürren Stauden und scheinbar enttäuschenden, erdbraunen Flächen darbot, trotzdem für jeden wahrhaftigen Gartenfreund ein Bild der Hoffnung. Denn mit dem rührenden Hauch, den ein zum ersten Male angesäter Rasen über kahles Erdreich breitet, begann die Verwandlung, die unterdessen alljährlich zum packenden Erlebnis des Ludwigsburger Schlosses wird.

Schon in den weiten Perspektiven der Fontänenstraße wandert der Gast, als wäre er weit aus dem Schwäbischen Land mit seinen biedereren Stadt- und Bauerngärten hinausgeraten, zwischen randvollen Blumenbeeten auf das breit hingelagerte Schloß zu. Götter und Nymphen warten auf ihn im Gebüsch, wo sich bei jedem Schritt überraschende Blicke auf Gartenkabinette auftun, in denen unvermutet weitere Wasserspiele sprühen und mächtige Vasen als Blumenbukette die ruhenden Orte bilden. Wohin auch das Auge schweift, wohin auch der Wanderer strebt, für den das Wort „sich ergehen“ einen beglückenden Sinn empfängt, ob er unmerklich über

Treppen oder durch Labyrinth von Bosketten pilgert, hier vor den farbigen Sandornamenten der Broderien verweilt, dort sich erholend vom Schauen die Augen ausruhen läßt, indes er zugleich die Vielheit der Szenen im Gesamtblick aufnehmen möchte — er fühlt sich aufgenommen in einen vielleicht nie geahnten Erlebnisraum. Und er mag auch verspüren, daß hier, in der kunstvoll gebändigten Natur, Barock keine zeitlich gebundene Form ist, sondern, wie jeder Stil, ein möglicher Ausdruck für ein Lebensgefühl, ein Versuch, für den Wunsch und Willen nach dem Schönen eine Gestalt zu finden.

Für den Plan, „mit heutigen Mitteln“ und für den Menschen von heute das Lebensgefühl des Barocks zu erwecken, konnte allein der von hohen Alleen umgrenzte Bezirk am südlichen Querbau geeignet sein. Aber nicht minder verlockend bot sich dem Gartenkünstler die vielgestaltige Parklandschaft ostwärts vom Schloß mit ihren Ruinen, Pavillons und dem Schüssele-See, an dem einst das hölzerne Opernhaus stand, zur neuen Belegung an. Schattige Klingen, die zu Parkwiesen niederführen, der Steinbruch mit der Emichsburg und sonnige Steingartenhänge bilden eine wechselvolle Szenerie, die sich in jeder Jahreszeit mit ihren farbigen Teppichen in neuen Reizen zeigen, im Frühjahr mit den abertausend Kelchen der Tulpen, die weithin schwingende Schleppen bilden, dort Azaleen und Rhododendron, im Sommer mit allem blühenden Flor und, zeitig schon, die frühe Pracht der Dahlien.

Ueber dieser pädagogischen Provinz der Gartenschönheit, wo sich exotische Vögel unwirklich in die Bilder fügen, erhebt sich das alte Corps de logis und es braucht nur Abend zu werden, um vollends ganz jenen Zauber zu spüren, den sich die höfische Welt wie ein Vorrecht zu verschaffen suchte. Indessen ist dieses Schloß, für das die Stadt gegründet wurde, ein Teil seiner regsamen Stadt geworden. Wenn nämlich dort Musik aufklingt und wenn sich Raketen am Himmel entfalten, wenn es ringsum aus allen Gärten duftet und wenn hübsche Gruppen, die wie lebendig gewordene Ludwigsburger Porzellanfiguren ihre Menuette tanzen, dann mag dies wohl Vergangenes widerspiegeln; aber dies alles ist — und der Gast empfindet es dankbar in der Hast der Verwandlung unserer Zeit — doch auch erlebenswerte Gegenwart, scheinbar ein Flüchtiges, das aber innerlich bleibt.

INHALTSVERZEICHNIS

Grußwort des Oberbürgermeisters von Ludwigsburg	2
Geleitwort des Landschaftsrates Kuhländchen	3
Festordnung	5
Das Kuhländchen (Skizze)	8
Geographische Lage des Kuhländchens	9
Aus der Frühgeschichte des Kuhländchens	9
Die Gebietseinteilung nach Heimatkreisen mit den deutschen Städten, Marktgemeinden und Dörfern	12
Die Verkehrslage	13
Die Namensklärung	14
Burgen und Schlösser	
Die Burg Alttitschein	14
Die Burg Hochwald	15
Die Burg in Fulnek	16
Die Burg Stramberg	16
Die Burg Helfenstein	17
Das Theresianische Schloß in Neutitschein	18
Schloß Odrau 700 Jahre Herrschaftssitz	20
Das Schloß Wagstadt	21
Das Geschlecht des Grafen Wilczek und ihr Schloß in Königsberg im Ostsudetenland	23
Neutitschein, die Hauptstadt des Kuhländchens	25
Wagstadt	27
Odrau	29
Fulnek	31
Freiberg bei Neutitschein	33
Königsberg	34
Das Wirtschaftsleben	
Die Landwirtschaft	36
Höhere Landwirtschaftsschule in Neutitschein	36
Handwerk und Industrie	39
Das kulturelle Leben	40
Die Kuhländler Mundart	40
's Boetschendeffer Lied	42
Trachten und Tänze	
Die Kuhländler Tracht	42
Die Kuhländler Tänze	43
Kunst und Wissenschaft	
Johann Gregor Mendel	45
Joseph Freiherr von Eichendorff und das Kuhländchen	45
Prof. Franz Barwig	46
Ludwigsburg, ein Schloß und eine Stadt	47